

# philosophie

Magazin

Was macht  
uns mündig?  
Olaf Scholz  
diskutiert mit  
Axel Honneth

Woher kommt  
der Lebensschwung?

Philomagazin Verlag GmbH - Brunnenstr. 143 - 10115 Berlin  
ZKZ 24518, PVS 1+4, Deutsche Post   
\* 11578278 # \* 11 \* S 967 \* B 72 \*  
Herrn Matthias Coers  
Reichenberger Straße 177  
10999 Berlin



Klassikerdossier  
und Sammelbeilage

**Wittgenstein  
und die  
Gewissheit**

**Wie denken Fische?**  
Reportage über  
das Bewusstsein  
im Meer

**Jenseits der  
Gerechtigkeit**  
Die Bedeutung  
des Erbens

Nr.05/2023 August/September  
D 8,90€ / O 9,60€  
CH 17,50 SFr / Benelux 9,60€



# Jetzt am Kiosk!

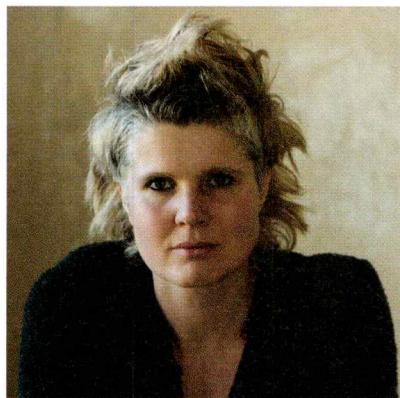
Die neue Sonderausgabe



Entdecken Sie das Philosophie Magazin

[philomag.de](http://philomag.de)

# Liebe Leserinnen und Leser, leben Sie eigentlich gerne?



Das ist eine Frage, die wir uns eher selten stellen. Normalerweise lebt man eben, manchmal besser, manchmal schlechter. Im Wesentlichen geht es darum zu tun, was getan werden muss: Arbeiten, Kinder versorgen, E-Mails checken ... Hin und wieder ist es auch wichtig zu entspannen. Dann geht man ins Kino oder treibt Sport. Für die Work-Life-Balance.

Der Philosoph Martin Heidegger würde hier bereits aufhorchen. Wer bitte, so würde er fragen, ist denn „man“? Hier spricht kein Ich, sondern ein Durchschnittsmensch, der sich, so Heidegger in seinem Hauptwerk „Sein und Zeit“, im „Besorgen“ verliert. „Man“ hat immer was

vor. Auch die Freizeit wird zum Programm, das es abzuarbeiten gilt.

Ich kenne das von mir selbst sehr gut: Wenn aus mir das „man“ spricht, erledige ich mein Leben wie eine Einkaufsliste. Ich rattere durch den Tag wie eine Maschine. Mein Körpergefühl in so einem Zustand: Zu. Versiegelt. Abgeschottet. Damit mich nichts aus dem Tritt bringt.

Doch – und davon handelt unser Titeldossier – es gibt etwas in uns, das insistiert und aufgeehrt gegen ein solch totes Existieren. Dieses Etwas ist schwer zu fassen. Es ist kein Ding, eher eine Energie. Sie zeigt sich immer dann, wenn wir eine Erfahrung machen, die plötzlich für eine Öffnung sorgt. Dann verändert sich mit einem Mal das In-der-Welt-Sein. Die Gesichtsmuskeln entspannen sich, der Leib wird empfänglich, verliert seine Härte.

Wodurch die Existenz ins Schwingen gebracht wird, ist ganz unterschiedlich. Das kann eine Berührung sein. Oder die Begegnung mit einem Menschen. Vielleicht auch ein Kinofilm, der eine ganz neue

Perspektive eröffnet. In meinem Fall war es jüngst die phil.COLOGNE, das internationale Philosophie-Festival in Köln, die meinen Lebensgeist wieder wachgeküsst hat. Die guten Gespräche, ob auf der Bühne oder später beim Bier, bringen in mir nicht nur neue Einsichten, sondern das Gefühl hervor: Ich lebe. Und zwar gerne! Auf dem Festival durfte ich auch den Dialog zwischen Bundeskanzler Olaf Scholz und dem Philosophen Axel Honneth moderieren, den wir in diesem Heft in redigerter Form veröffentlichen. Und ich weiß nicht, ob ich es mir nur eingebildet habe, aber mein Eindruck war, dass die andere Art des Nachdenkens und Sprechens dem Bundeskanzler ein leichtes Glitzern in die Augen gezaubert hat.

Ich wünsche Ihnen eine beschwingende Lektüre und einen herrlichen Sommer!

**Ihre Svenja Fläppöhler,  
Chefredakteurin**

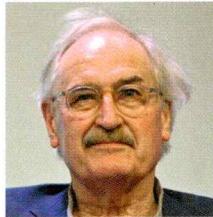
# Mit Beiträgen von



S.11

## Sally Haslanger

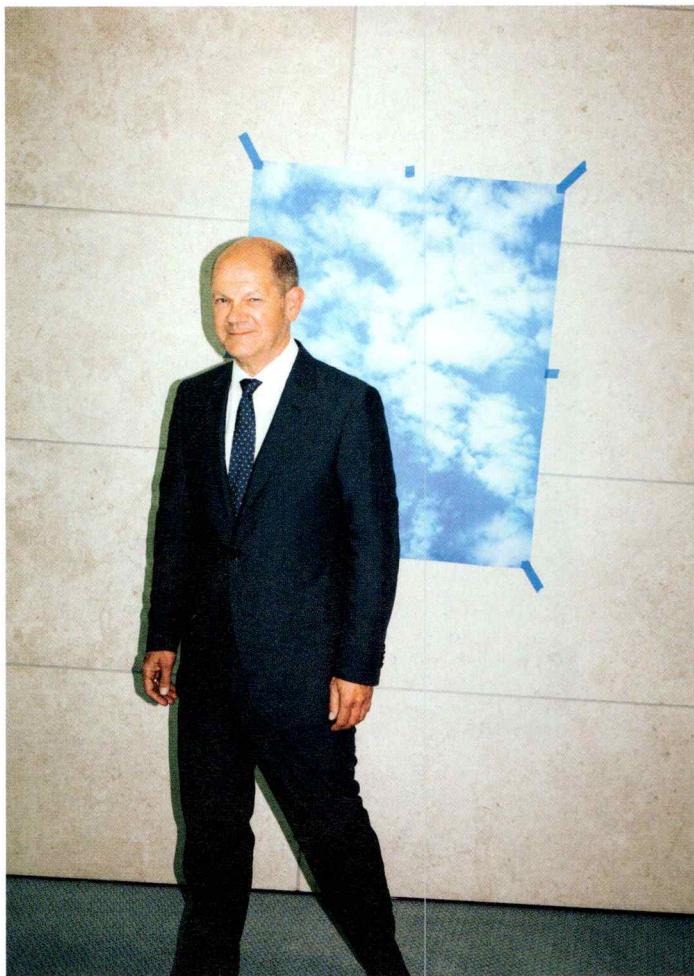
Die Philosophin ist Ford-Professorin am Massachusetts Institute of Technology (MIT). Ihre Arbeiten zur Konstruktion von Geschlecht und Rasse gelten als wegweisend. Zuletzt erschien ihr Buch „Der Wirklichkeit widerstehen“ (Suhrkamp, 2021). Im Interview erläutert sie, warum unterdrückte Gruppen mitunter mit ihrer Situation zufrieden sind, statt gegen sie aufzubegehrn. Sie fordert deshalb: Nicht Glück, sondern Befreiung sollte das Ziel sein.



S.16

## Axel Honneth

Es kommt nicht nur darauf an, jede Form von Arbeit zu respektieren. Vielmehr muss Arbeit – etwa durch Mitbestimmung und ausreichende Komplexität – so gestaltet sein, dass sie politische Willensbildung ermöglicht. Diese These vertritt Axel Honneth im Dialog mit Olaf Scholz. Axel Honneth ist Professor an der Columbia University in New York. Sein Buch „Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit“ ist vor Kurzem bei Suhrkamp erschienen.



S. 68

## Thorsten Jantschek

Wieso lassen sich gesellschaftliche Konflikte so selten durch Argumente beenden? Antworten finden sich bei Ludwig Wittgenstein. Dieser ging davon aus, dass wir über Netze von „Gewissheiten“ verfügen, die unser „Weltbild“ ausmachen und sich nicht leicht verändern lassen. Thorsten Jantschek stellt Wittgensteins Überlegungen im Klassikerdossier vor. Beim Deutschlandfunk leitet der studierte Philosoph die Abteilung „Digitale Angebote und aktuelle Kultur“.



S.76

## Timm Lewerenz

Die Gegenwart fragt, die Geschichte antwortet: Seit Anfang 2022 verfasst Timm Lewerenz die Doppelseite „Klassiker zum Mitnehmen“, auf der er historischen Denkern Impulse für aktuelle Probleme entlockt. Lewerenz hat Philosophie und Germanistik in Kiel studiert. Der ausgebildete Journalist und Essaypreisträger schreibt für ZEIT Online, das RedaktionsNetzwerk Deutschland und die Lübecker Nachrichten.

S.16

## Olaf Scholz

**„Wir müssen aufpassen, dass das Nachdenken über politische Urteilsfähigkeit keine elitäre Komponente bekommt“**

**Dialog:** In der Rubrik Arena diskutiert Bundeskanzler Olaf Scholz mit dem Philosophen Axel Honneth über die Zukunft der Arbeit und plädiert für mehr Respekt gegenüber nichtakademischen Tätigkeitsfeldern.

Die nächste Ausgabe erscheint am 07. September 2023

# August/ September

Nr. 05/2023

- 03 **Editorial**  
04 **Beitragende**

## Arena

- 08 **Denkanstöße**  
10 **Einwurf**  
Umgang mit Geflüchteten: Europas Identitätskrise / Ideologiekritik: Sally Haslanger über falsches Bewusstsein / Uptempo-Tracks auf TikTok: Stimmen ohne Körper  
14 **Sinnbild**  
16 **Dialog**  
Welche Arbeit macht uns zu souveränen Demokraten? *Axel Honneth und Olaf Scholz* im Gespräch  
24 **Perspektive**  
Das Erbe geht um  
Von *Jana Glaese*  
28 **Ohne Geländer**  
Feministische Weltgeschichte  
Kolumne von *Eva von Redecker*

## Leben

- 32 **Weltbeziehungen**  
Die neue Sorry-Kultur / Grüner Waschzwang / Situationship  
34 **Reportage**  
Das Denken im Meer  
Von *Lia Nordmann*  
42 **Lösungswegs**  
Warum sind wir so verspielt?  
44 **Unter uns**  
Die Sache mit dem Akku  
Kolumne von *Wolfram Eilenberger*



S.46

Dynamik im Dasein: Ein Dossier über den Lebensschwung



S.24

Warum Erben mehr ist als die Weitergabe von Geld: Essay von *Jana Glaese*



S. 34

Wie Fische denken:  
Reportage von *Lia Nordmann*

## Dossier: Woher kommt der Lebens- schwung?

- 48 **Existenzieller Überschuss**  
Von *Svenja Fläßpöhler*  
50 **Mein Schwung**  
Fünf Menschen im Porträt  
Kommentar von *Michael Hampe*  
56 **Pendeln statt Wachsen**  
Essay von *Dominik Erhard*  
58 **Der Ursprung der Lebendigkeit**  
Historischer Überblick von  
*Dominik Erhard, Theresa Schouwink, Antonia Siebeck und Friedrich Weißbach*  
64 **Schwingen lernen**  
Essay von *Kilian Thomas*

## Klassiker

- 68 **Wittgenstein und die Gewissheit**  
Von *Thorsten Jantschek*  
74 **Überblick**  
Was ist Essenzialismus?  
76 **Zum Mitnehmen**  
Johann Gottlieb Fichte und der wahre Glaube

## Salon

- 80 **Kulturtipps**  
Musikkolumne von *Florian Werner* / Ausstellung / Kino / Podcast  
84 **Agenda**

## Bücher

- 86 **Kurz und bündig**  
Kolumne von *Jutta Person*  
87 **Buch des Monats**  
Slavoj Žižek: „Die Paradoxien der Mehrlust“  
88 **Dichter und Wahrheit**  
Clemens J. Setz  
90 **Scobel.mag**  
Kolumne von *Gert Scobel*  
94 **Sommertipps der Redaktion**

## Finale

- 96 **Leserpost / Impressum**  
98 **Phil.Kids**



Metallarbeiter der Firma Kemper im Sauerland



# Arena

## Raum für Streit und Diskurs

### 08 Denkanstöße

#### 10 Einwurf

Umgang mit Geflüchteten: Europas Identitätskrise / Ideologiekritik: Sally Haslanger über falsches Bewusstsein / Uptempo-Tracks auf TikTok: Stimmen ohne Körper

#### 14 Sinnbild

#### 16 Dialog

Welche Arbeit macht uns zu souveränen Demokraten? Olaf Scholz und Axel Honneth im Gespräch

#### 24 Perspektive

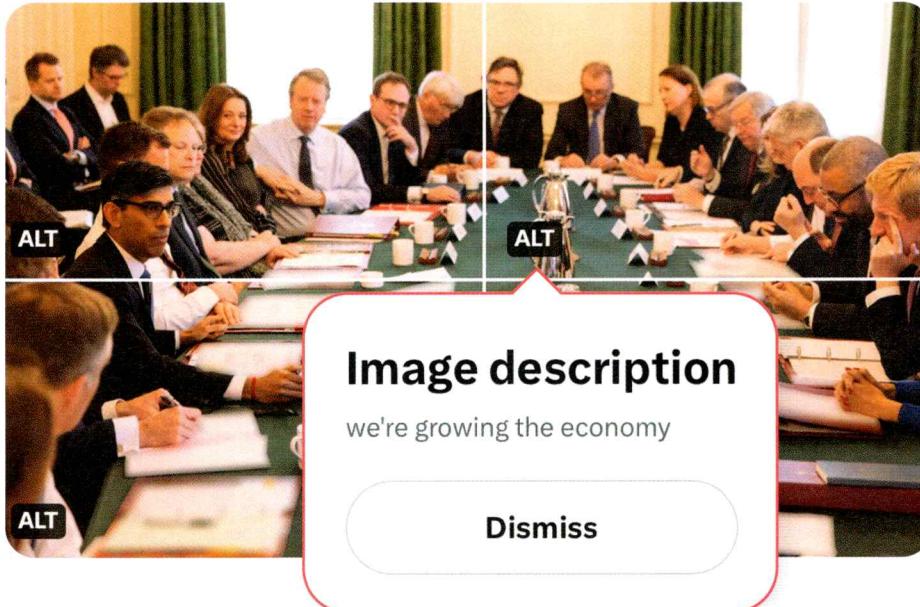
Das Erbe geht um  
Von Jana Glaese

#### 28 Ohne Geländer

Feministische Weltgeschichte  
Kolumne von Eva von Redecker

# Barrierefreier Bullshit

Die britische Regierung missbrauchte kürzlich ein Informationstool für Sehbehinderte, um sich selbst zu inszenieren



**U**m das Internet möglichst barrierefrei zu gestalten, greift man zunehmend zu sogenannten Alternativtexten, kurz Alt-Texten. Sie dienen dazu, sehbehinderten und blinden Menschen auch visuelle Inhalte zugänglich zu machen: Die im Bild enthaltenen Informationen werden verschriftlicht und damit für Bildschirmleseprogramme verwertbar.

Dass gerade der britische Premierminister Rishi Sunak, also das Oberhaupt einer Regierung, die Gleichberechtigung fördern soll, einen solchen Alt-Text auf Twitter zweckentfremdete, löste Empörung aus. So beschränkte sich der Alt-Text zu dem Post von kachelartig zusammen gesetzten Bildern einer Kabinettsitzung auf den Slogan „We're growing the economy“, in vierfacher Ausführung.

Als Informationstool angedacht, wurde der Alt-Text für „Bullshit“ missbraucht, um mit Harry Frankfurt zu sprechen. Der amerikanische Philosoph versteht darunter ein Gerede, bei dem man, im

Gegensatz zur Lüge, dem Wahrheitsgehalt seiner Aussagen gegenüber indifferent ist. Alles, was zählt, ist die täuschende Selbstinszenierung, die man mit seinen Worten erzielt. Ob die britische Regierung tatsächlich zum Wirtschaftswachstum beiträgt oder Nutzer dies zumindest glauben, ist damit irrelevant. Ziel ist lediglich zu vermitteln, der Premier selbst sei von einem solchen Wachstum überzeugt. Und um das zu erreichen, setzt man auf sinnlose Wiederholungen, die jeglicher Argumente entbehren.

Indem er den Alt-Text für seine Selbstinszenierung nutzt, missachtet Sunak das Recht auf politische Willensbildung sehbehinderter Menschen. Auf Kritik reagierte die Regierung, indem sie den Post als Scherz abtat, also auf bestehenden Bullshit zugleich mit noch mehr davon reagierte. Die Basis der Demokratie zu untergraben, ist jedoch – so zeigt die öffentliche Empörung – nicht witzig, sondern grenzenlos blödsinnig.

/ Antonia Siebeck

„Die Ehe hält die Unterdrückung der Frauen aufrecht“

**Autorin:**  
Emilia Roig, Politologin, Aktivistin und Gründerin von Intersectional Justice e.V.

**Quelle:**  
„Das Ende der Ehe. Für eine Revolution der Liebe“ (Ullstein, 2023)

**Argumentation:**  
Die Ehe ist patriarchalen Ursprungs, der bis heute heterosexuelle Ehen durchherrscht und Frauen in unfreie Existzenzen zwängt.

**Beispiel:**  
Roigs eigene Ehe. Als Frau habe sie weit mehr Arbeit im Haushalt geleistet als ihr Mann, woran die Ehe unter anderem gescheitert sei. Auch sexuell kämen Frauen nicht auf ihre Kosten. Der Gedanke, dass die Frau Eigentum des Mannes ist, wirke bis heute fort.

**Einwand:**  
Nur weil die Ehe einen patriarchalen Ursprung hat, determiniert er nicht die Existenz einer Ehefrau im 21. Jahrhundert. Dies zeigen zum Beispiel Ehen, in denen die Rollen umgekehrt verteilt sind.

**Zahl**

26,6

**So viele Exemplare des New Yorker Empire State Buildings ließen sich mit den aktuell ungenutzten Büroräumen der Stadt füllen, während Wohnraum knapp und teuer ist.** Ähnliches gilt hierzulande. Höchste Zeit, Städte nicht mehr primär als Knotenpunkte internationaler Finanz- und Wissensströme zu sehen, als sogenannte „Global Cities“ (Saskia Sassen), sondern als Lebensorte. (red)



Ferngespräch

## Friedrich Merz

Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion

„Das Heizungsgesetz ist (...) völlig inakzeptabel. Die Bundesregierung darf sich nicht wundern, wenn (...) zunehmend Proteste (...) artikuliert werden gegen **Gesetze**, die in Berlin beschlossen werden.“

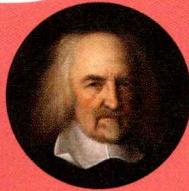
13.06.2023, Twitter

„**Gesetzen** unterworfen sein heißt, dem Gemeinwesen unterworfen sein, das heißt dem souveränen Repräsentanten, also sich selbst, was keine Unterwerfung unter die Gesetze, sondern Freiheit von ihnen bedeutet.“

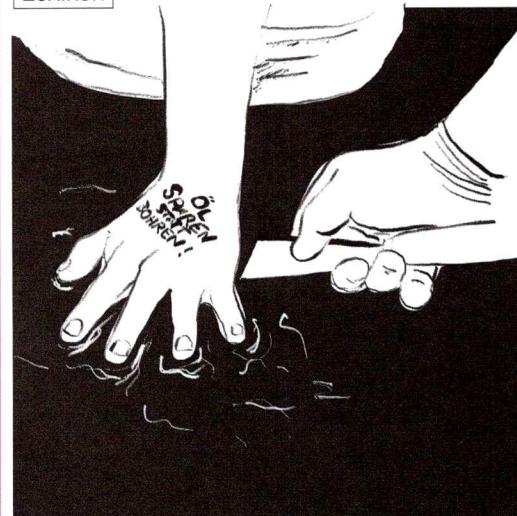
1651

## Thomas Hobbes

„Leviathan“



Lexikon



## Ziviler Ungehorsam (m);

Für Kritiker sind die Proteste der Letzten Generation Straftaten, für Sympathisanten Bestandteil einer lebendigen Demokratie

Straßenblockaden, Baumbesetzungen, Störaktionen auf Flughäfen: Um die Regierung zu einer engagierten Klimaschutzpolitik zu bewegen, greifen Aktivisten zu immer disruptiveren Mitteln.

Laut Kritikern sind diese nicht nur nervig, sondern zeugen von einer Missachtung des demokratischen Rechtsstaates.

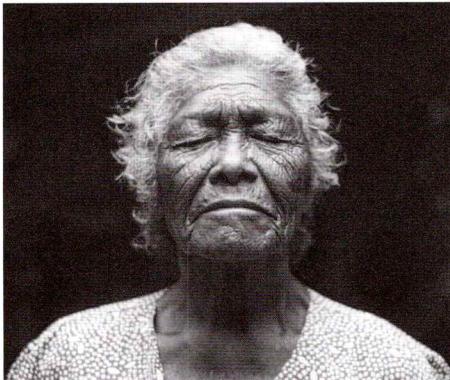
Die Tradition des zivilen Ungehorsams von Henry David Thoreau über Gandhi bis zu Martin Luther King weist allerdings darauf hin, dass ein planvoller Rechtsbruch auch berechtigt und demokratiefördernd sein kann. Und zwar, wenn er in tiefgreifenden Verfehlungen des Staates begründet liegt. Der US-Philosoph John Rawls formuliert drei Kriterien für legitimen zivilen Ungehorsam: Die gewählte Protestform muss das letzte mögliche Mittel sein, koordiniert und zielgerichtet eingesetzt werden und auf einer offensichtlichen Ungerechtigkeit (z.B. Bedrohung fundamentaler Freiheiten) basieren. Freilich lässt sich streiten, ob die Proteste das politisch klügste Mittel sind – doch simple Rechtsmissachtung sind sie nicht. Punktueler Ungehorsam kann, wenn auch unbequem, notwendig sein. / Jana Glaese

Novum

## Das Ende des Alterns?

Die Prozesse, die den menschlichen Körper altern lassen, sind wissenschaftlich bekannt. Nun ist es Forschern erstmals gelungen, diese Erkenntnisse auch zur Herstellung aktiver Gegenmittel zu nutzen: Senolytika heißen die wundersamen Moleküle, die gezielt gegen die sogenannten seneszenten – also sich nicht mehr teilen den – Zellen vorgehen sollen. Letztere sammeln sich mit zunehmendem Alter im Körper an und sind unter anderem für altersbedingte Erkrankungen wie Krebs oder Demenz mitverantwortlich. Ihre Entfernung, die bisher schon an Mäusen erprobt wurde, würde einer medizinischen Revolution gleichen. Damit könnte verhindert werden, dass wir überhaupt erkranken oder körperlich und geistig

abbauen. Fit und wirksam bis zum Ende? Im Angesicht solch radikaler Optimierungsgedanken scheint es wichtig, an Simone de Beauvoir zu erinnern: Sie schreibt, dass zum Altwerden eben auch „die Erlaubnis, erschöpft zu sein“ gehört. / Vivian Knopf



# Umgang mit Geflüchteten: Europas Identitätskrise / Ideologiekritik: Sally Haslanger über falsches Bewusstsein / Uptempo-Tracks auf TikTok: Stimmen ohne Körper

EU Asylpolitik

## Durch Negation geeint

In der neuen Asylverfahrensverordnung der EU offenbart sich eine Identitätskrise der Staatengemeinschaft, die bereits Jacques Derrida erkannte



Europa schottet sich ab: Unterstützt durch EU-Mittel hat Griechenland die Sicherung der Zäune an der Grenze zur Türkei verstärkt

Es gibt zwei mögliche Erzählungen davon, was die neue Asylverfahrensverordnung der Europäischen Union mit sich bringen wird. Die erste, eine Selbstdarstellung des zuständigen Rates und der überwiegenden Mehrheit der beteiligten Minister, spricht von Ordnung und Sicherheit unter Einhaltung humanitärer Standards. Die zweite Sichtweise ist die der Kritiker, unter ihnen der Rat für Migration. Diese Seite zeichnet ein erschreckendes Bild, in dem sich die ohnehin katastrophalen Zustände an den europäischen

Außengrenzen noch zu verschärfen drohen. Die Verordnung befördere eine „Entrechtung von Schutzsuchenden“ und verwehre ihnen „den Zugang zu rechtsstaatlichen Verfahren“, so die Kritik, die, schaut man genauer hin, berechtigt ist. Denn das, worauf man sich geeinigt hat, ist nicht weniger als das massenhafte Festsetzen von Geflüchteten unter inhumanen Bedingungen, und zwar absehbar für mehrere Monate. Dahinter steht die Idee, über die (Un-)Zulässigkeit von Asylanträgen schon an den

EU-Außengrenzen zu urteilen, um diejenigen, die keine oder kaum Aussicht auf eine legale Bleibeperspektive haben, gar nicht erst ins Land zu lassen.

Nun gibt es allerdings einen wesentlichen Aspekt, den beide Seiten im Kampf um die richtige Asylpolitik übersehen und der von dem französischen Philosophen Jacques Derrida bereits 1990 benannt wurde. Die Abschottung hat, so lässt sich an Derrida anknüpfen, mit der europäischen Identität selbst zu tun, die von „größter Ungewissheit“ gezeichnet ist. Und diese Ungewissheit mache sich „dort bemerkbar, wo es um Europas Grenzen geht: um seine geografisch-politischen Grenzen“.

Derrida fällt dieses Urteil im Lichte eines Europas, das, anders als sein einziges Narrativ, jeglicher Einheit und Stabilität entbehrt. Was schließlich verbindet Deutschland mit Ungarn, was Frankreich mit Polen? Es gibt keinen europäischen Kern, kein Zentrum, aus dem ein kulturelles Selbstverständnis der gesamten Staatengemeinschaft und ein Leitbild für die restliche Welt erwächst. Geblieben ist lediglich der notgedrungene Zusammenschluss, wenn es um Abschottung nach außen (oder auch die Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes: Russland) geht. Ansonsten herrscht Zerstrittenheit und Zersplitterung. Es scheint, als wäre Europa nicht viel mehr als die gemeinsame Abgrenzung; eine Definition ex negativo.

Es scheint, als wäre europäische Identität so leer, dass nur noch eine Hülle von ihr existiert, an der sich „die Endlichkeit Europas abzeichnet“. Und deren Fragilität sorgt dafür, dass bereits der physische Grenzübergang, die Annäherung an das Zentrum, als Gefahr erscheint. Hinter der Auslagerung der Asylverfahren steckt folglich eine Identitätskrise, die Derrida klar erkannte und die auch durch das wirtschaftliche Band der EU nicht überwunden werden kann. Denn erinnert die Auslagerung der Asyl-Antragsprüfungen nicht im Grunde an eine ökonomische Outsourcing-Strategie, die EU-Länder

schon lange praktizieren? So wie man die Textilproduktion und -entsorgung gewinnbringend ins Ausland verlegt, wird auch die Auslese der Schutzsuchenden in die Ferne verlagert und dort durch die vereinbarten Solidaritätsbeiträge entlohnt. Praktischerweise rückt damit auch das Leid aus dem eigenen Sichtfeld. Die großen Händler (beispielsweise Zalando oder Adidas) externalisieren die Produktion und blenden die Arbeitsbedingungen aus. Ist es da nicht naheliegend, dass die neue Verordnung gleichermaßen genutzt wird, bei Pushbacks oder Gewalt an den Grenzen einfach

wegzuschauen? Die Staaten der EU-Außengrenzen sind damit offiziell zu Tochtergesellschaften geworden und menschliche Schicksale zu einer bürokratischen Frage. Dies soll uns bewahren vor „dem Gefühl, dass etwas herannahrt“ (Derrida). Sicherlich, es musste dringend ein geordnetes und für die Mitgliedstaaten faireres Verfahren gefunden werden. Aber es wäre wohl wünschenswert gewesen, hätte man darin ein neues Bindeglied entdecken können – zum Beispiel das geeinte Streben nach einer humanen Lösung.

/ Antonia Siebeck

Global Chancengerechtigkeit

## „Nicht alle Unterdrückten verfügen über ein kritisches Bewusstsein“

Wer Gesellschaftsverhältnisse kritisiert, sieht sich dem Vorwurf ausgesetzt, es vermeintlich besser zu wissen als die Betroffenen selbst. Ist es legitim, Menschen zu attestieren, sie seien nicht frei, wenn diese selbst das gar nicht so empfinden? Ja, meint die Philosophin Sally Haslanger



**Sally Haslanger** ist Ford Professor of Philosophy and Women's & Gender Studies am Massachusetts Institute of Technology. Aktuell hat sie den Benjamin-Lehrstuhl an der Humboldt-Universität zu Berlin am Centre for Social Critique inne, wo sie zur Komplexität des sozialen Wandels forscht

**Frau Haslanger, wir leben in liberalen Gesellschaften, in denen man stolz darauf ist, gleiche Rechte für alle zu haben. Warum reicht das nicht?**

Es gibt eine gängige Vorstellung von Rechten als negative Rechte. Ein Recht zu haben bedeutet demnach, eine Art Schutzblase um sich zu haben, die einen

davor bewahrt, dass sich Leute in private Angelegenheiten wie Religion, die Beziehung oder Fragen des Körpers einmischen können. Ich glaube, dass das nicht ausreicht. Wir müssen vielmehr die Idee eines positiven Rechts, das uns unterstützt, unsere Ziele zu erreichen, in das Zentrum unseres Denkens rücken. Denn in einer Gemeinschaft sind wir aufeinander angewiesen. Lebensmittelproduktion, Bildung oder Liebe sind Dinge, die nur in der Gemeinschaft zu erfüllen sind. Es wäre aber falsch zu denken, dass das Recht dies alles leisten kann. Die Forderungen, dass der Staat noch weiter in das Privatleben eingreift und etwa sagt, wie die Arbeitsteilung im Konkreten auszusehen hat, halte ich für falsch.

**Was blockiert den sozialen Wandel heute?**

Ein wichtiger Punkt sind die Traditionen und Gewohnheiten, in die die Menschen eingebettet sind. Sie sind eng verbunden mit ihren Identitäten und geben ihnen

Sicherheit. Manche Traditionen und Gewohnheiten und die sich aus ihnen ergebenden Identitäten reproduzieren jedoch unterdrückende Systeme wie das Patriarchat oder die weiße Vorherrschaft und müssen deswegen aufgegeben werden. Dieses hinterfragt stabilisierender Gewohnheiten und Normen bedroht auf gesellschaftlicher Ebene das Sicherheitsgefühl vieler Menschen. Sie haben Angst, dass die Ordnung auseinanderfällt.

**Wie muss eine erfolgreiche Gesellschaftskritik aussehen?**

Weder kann es darum gehen, auf einer Mikroebene die Herzen und Köpfe der Menschen zu verändern noch auf einer Makroebene darauf zu zielen, den Kapitalismus abzuschaffen. Sozialer Wandel muss auf einer mittleren Ebene stattfinden, wo man sich mit anderen Menschen abstimmt und gemeinsam darüber nachdenkt, wie man konkrete Praktiken anders machen kann. Man →

beginnt, das eigene Verhalten zu ändern, und bringt dann in einem Kollektiv oder einer Bewegung andere Menschen dazu, ihr Verhalten zu hinterfragen. Wenn man anfängt, als Gruppe Nein zu sagen, entsteht eine soziale Bewegung, die die Kraft hat, gesamtgesellschaftlich etwas zu verändern.

### Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

Man bringt beispielsweise Frauen in einer Ehe dazu zu sagen: „Tut mir leid, ich werde die Wäsche nicht mehr waschen, aber ich zeige dir, wie das geht.“ Das ist ein Wandel der sozialen Praxis, dessen Erfolge heute mitunter bereits sichtbar werden. Während in meiner Jugend kein Mann die Wäsche auch nur angerührt hat, übernehmen heute mehr und mehr Männer selbstverständlich diese Aufgabe. Dasselbe gilt für die Kindererziehung oder den Haushalt.

### Wer sind die Akteure des sozialen Wandels?

Grundsätzlich sind wir alle Akteure, weil wir alle die Möglichkeit haben, auf das System Einfluss zu nehmen. Manche Menschen scheinen jedoch etwas besser dafür prädestiniert. So gibt es manchmal charismatische Führungs-persönlichkeiten, die eine Vision haben und andere für diese Vision begeistern können. Auch Menschen, die systematisch unterdrückt werden, können unter Umständen eine besondere Stellung

einnehmen, da sie über ein spezifisches Wissen von bestehenden Problemen verfügen, das sich aus ihrer Lage ergibt und zu einem besseren Verständnis der Probleme beitragen kann. Jedoch denke ich nicht, dass die bloße Zugehörigkeit zu einer marginalisierten Gruppe an sich ein besonderes Wissen generiert. Als Frau hat man natürlich ein Wissen darüber, wie es ist, als Frau in dieser Welt zu leben, aber nicht zwingend eine kritische Perspektive darauf. Im Gegenteil halten sogar viele Frauen die jetzigen Rollenzuschreibungen für gut. Sie wissen nicht, wie ihr Leben wäre, wenn die Herrschaftsverhältnisse nicht wären, wie sie sind, und sehen deswegen einen Wert im Bestehenden. Wir können also nicht davon ausgehen, dass alle Mitglieder einer untergeordneten Gruppe über ein kritisches Bewusstsein verfügen und uns ein Wissen darüber vermitteln, wie die Dinge sein sollten.

### Aber wie können Sie zu den Frauen sagen, dass sie, obwohl sie glücklich sind, falschliegen?

Simone de Beauvoir sagt in der Einleitung zu „Das andere Geschlecht“, dass nicht Glück, sondern Befreiung das Ziel ist. Dem stimme ich zu. Menschen können glücklich sein, weil ihre Erwartungen so weit heruntergeschaubt wurden, dass sie das, was sie haben, als ausreichend empfinden. Sie haben nicht die Möglichkeit, sich vorzustellen, was

für sie überhaupt möglich sein könnte. Und so sind sie zufrieden. Es reicht aber nicht aus, viele zwar glückliche, aber verkümmerte und eingeschränkte Menschen zu haben. Es gilt, nach mehr zu streben.

### Geht damit nicht eine sehr beengte Vorstellung einher, wie Frauen ein gutes Leben zu führen haben?

Ich bin nicht der Meinung, dass eine Frau, die zu Hause bleibt, sich um ihre Kinder kümmert und keine Karriere anstrebt, zwangsläufig etwas falsch macht. Wenn es ihre Entscheidung ist, soll sie das tun und glücklich sein. Was mich beunruhigt, ist, dass es sich oft nicht um eine echte Entscheidung handelt. In vielen Fällen wird ihnen eine Entscheidungsstruktur vorgegeben, in der alternative Optionen sehr schlecht aussehen, entweder weil sie in einer sozialen Gemeinschaft leben, in der es für Frauen verpönt ist, Karriere zu machen, oder die Familie es sich nicht leisten kann, dass die Frau eine Ausbildung macht. Es gilt sicherzustellen, dass die Wahlmöglichkeiten, die Frauen haben, gut sind und sie nicht zwischen schlechten Optionen festsitzen. Wir müssen dafür sorgen, dass es genug Wahlmöglichkeiten gibt, dass es wirklich ihre Entscheidungen sind und nicht die der Gesellschaft, in der sie leben, und dass sie nicht durch wirtschaftliche Bedingungen in ihrer Entscheidung bestimmt werden. / **Das Gespräch führte Friedrich Weißbach**

Social Media

Musik

## Das Ende der Sinnlichkeit

Auf dem Videoportal TikTok kursieren zahllose sogenannte Sped-up-Versionen bestehender Songs: also Lieder, bei denen das Tempo merklich angezogen wurde. Darin offenbart sich eine neue Logik des Körpers

Der Song „Bloody Mary“ von Lady Gaga hat im Original 100 Beats per minute – im beschleunigten TikTok-Remix hat er über 128 und ist entsprechend eine Minute kürzer. In dieser kurierten Fassung wurde er zwölf Jahre nach Erscheinen (und wie auf TikTok üblich: als Soundtrack zu einer Tanzsequenz) zum viralen Hit.

Dieser Zeitraffer à la TikTok lässt sich als Absage an ein lebensästhetisches Programm interpretieren, das in den späten 1960ern und frühen 1970ern seinen Höhepunkt erreichte, dessen Anhänger nun also von der Generation Z mitsamt ihrer verstaubten Vinylplattensammlung in den verdienten Ruhestand geschickt

werden. Gemeint ist die Psychedelik, die nicht nur ihre entschleunigenden Drogen (Psilocybin, LSD, Cannabis), sondern auch ihren eigenen Sound hatte – ideal-typisch verkörpert im Song „Echoes“ von Pink Floyd, der bei seiner Veröffentlichung 1971 eine ganze Plattenseite einnahm. Das Wesen des Tracks beruht



Choreografierte Körper: Auf TikTok interpretieren junge Menschen eine Tanzszene der Serienfigur Wednesday Addams, den Beat liefert die Sped-up-Version eines Songs von Lady Gaga

darauf, dass er sich eine knappe halbe Stunde lang entwickelt, dass er atmet, sich steigert, wieder zurücknimmt, dass er dazu einlädt, sich in der Wiederholung und Variation der immer gleichen Akkorde zu versenken und zu verlieren.

Als Sped-up-Version wäre ein solcher Song schlicht nicht denkbar: Psychedelik strebt danach, die Grenzen des Bewusstseins weich zu klöppeln, das Individuum durch so viele Schleifen der Repetition zu schicken, dass das Ich als Illusion erkennbar wird und sich in der Gemeinschaft der dionysischen Massen verliert. Die Uptempo-Versionen von TikTok rücken dagegen das hyperkontrollierte, klar definierte, einer vorgegebenen Choreografie folgende Subjekt in den Vordergrund. Man könnte diese Kunstform daher auch als „Somadelik“ bezeichnen. Es ist Musik für den im Fitnessstudio instand gesetzten, nach Maßgabe von Make-up-Tutorials geschminkten, mithilfe digitaler Beauty-Filter optisch aufbereiteten Körper.

Die Körper der ursprünglichen Interpretinnen und Interpreten drohen

dabei paradoxerweise zu verschwinden. Die Songs sind in ihren TikTok-Versionen nämlich nicht nur schneller – sie klingen auch merklich höher, durch die Beschleunigung verändert sich der Pitch. Bisweilen verschiebt sich die Stimme um mehrere Ganztonschritte nach oben, sie wirkt dadurch merkwürdig körperlos, ätherisch, entgendornt, als hätte die Sängerin beziehungsweise der Sänger vor der Aufnahme Helium inhaliert. In der Terminologie von Roland Barthes könnte man sagen: Die Stimme büßt durch diesen Prozess ihre „Rauheit“ ein, *le grain de la voix*, jene „Materialität des Körpers, die der Kehle entsteigt, dem Ort, an dem das Lautmetall gehärtet und gestanzt wird“. Sie verliert dadurch allerdings auch, in Barthes’ etwas gewundener Formulierung, „die Wollust ihrer Laut-Signifikanten“, will meinen: Eine solch hochgepitchte Stimme wirkt nicht mehr erotisch, ist nicht verführerisch, sondern bestenfalls verständlich. Sie steht rein im Dienste der Kommunikation, transportiert den gesungenen Inhalt – aber sie verfügt über keinen sinnlichen Über-

schuss, die Stimme verweist auf keinen Körper, auf kein lebendes, liebendes, sich zwischen den Aufnahmen die Lippen leckendes oder den Rachen befeuchtendes Subjekt.

Barthes, seine Überlegungen stammen ebenfalls aus den frühen 1970ern, sympathisiert erkennbar mit dem auratisch-erotisch aufgeladenen „Geno-gesang“, einer stimmlichen Geste, welche „die Zunge, die Stimmritze, die Zähne, die Innenwände“ hörbar macht. Gerade dieser Tage, da die #Metoo-Debatte mit Wucht die deutsche Musik-industrie erreicht, erscheint ein solches Loblied auf die Erotik der Stimme anachronistisch, wie durch einen akustischen Vintage-Filter gejagt. Vor diesem Hintergrund wirken die Sped-up-Versionen bestehender Songs, bei allen ästhetischen Vorbehalten, bestechend zeitgemäß: Um eine halbe Oktave hochgepitcht, klingt selbst das teutonische Raunen eines Till Lindemann wie das Fiepen einer Micky Maus. / **Florian Werner**

New York City, NY USA

07. Juni 2023

Dystopischer Anblick: Nach Waldbränden in Kanada ziehen Rauchschwaden bis in die USA und legen einen gelben Schleier über die George Washington Bridge in New York City

„Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unsren menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns“

Friedrich Engels, „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“ (1876)





# Welche Arbeit macht uns zu souveränen Demokraten?

Politische Willensbildung ist das Fundament der Demokratie. Aber können sich Menschen selbstbewusst in Debatten einbringen, die bei ihrer Arbeit nur Befehlsempfänger sind? Oder ist eine solche Sichtweise elitär? Bundeskanzler Olaf Scholz diskutiert mit dem Philosophen Axel Honneth

Das Gespräch führte Svenja Flaßpöhler



**Es ist so weit. In ein paar Minuten findet hier in der Kölner „Flora“ der Höhepunkt der diesjährigen phil.COLOGNE statt. Die Stimmung ist fühlbar angespannt, Personenschützer und BKA-Beamte haben das Geschehen fest im Blick, denn: Der Bundeskanzler kommt, um mit dem Philosophen Axel Honneth dessen neues Buch „Der arbeitende Souverän“ zu diskutieren. Die These des Buches lautet: Wir müssen Arbeitsplätze so einrichten, dass Menschen zu politischer Willensbildung befähigt werden. Was unter anderem heißt: Der Mensch muss sich in seiner Arbeit als jemand erfahren, dessen Meinung zählt. Und er muss genug Zeit haben, um sich zu informieren und zu bilden. Sollte Olaf Scholz dieser normativen Forderung zustimmen, stünde dem Arbeitsmarkt ein grundlegender Strukturwandel bevor. Fest steht immerhin eines: Die Demokratie ist in einer tiefen Krise. Wie also lässt sich sicherstellen, dass der Souverän der Demokratie – nämlich die Bevölkerung – im diskursiven Austausch bleibt und in die Lage versetzt wird, einen begründeten politischen Willen herauszubilden? Eine Frage, die auch den Bundeskanzler umtreibt, und so steht er plötzlich da und reicht dem Philosophen die Hand.**

**Philosophie Magazin: Die Befähigung zur politischen Willensbildung ist für eine liberale Demokratie zentral. Herr Scholz, Herr Honneth, wo liegt Ihrer Ansicht nach das Kernproblem mit Blick auf unsere Gegenwart, die ja auch von demokratifeindlichen Tendenzen geprägt ist?**

**Olaf Scholz:** Ich glaube, das Kernproblem liegt hier: Manche Journalisten und Politiker überschätzen das Informationsniveau der Bürgerinnen und Bürger und sie unterschätzen ihre Urteilsfähigkeit. Deshalb ist mein Appell, dass man im Hinblick auf den demokratischen Souverän das Informationsniveau hochhält, soweit man das kann. Zweitens dürfen wir einander nicht mit Misstrauen

begegnen. Ich mache Politik im Vertrauen darauf, dass die Bürgerinnen und Bürger ein eigenes Urteil haben und dass es so ähnlich sein könnte wie meins.

**Axel Honneth:** Was Sie, Herr Scholz, sagen, möchte ich zunächst einmal unterstreichen. John Dewey, der amerikanische Philosoph, sprach von der „Kunst der Öffentlichkeit“. Was er damit meinte, ist klar: Es bedarf einer großen Kunstfertigkeit, auch vonseiten der Medien, den Informationsfluss und Gedankenaustausch in der Öffentlichkeit so zu gestalten, dass alle Betroffenen sich angemessen einbezogen wissen können. Im Vergleich zu anderen Ländern steht die Bundesrepublik in dieser Hinsicht noch relativ gut da, weil wir nicht diesen hohen Grad an Privatisierung der Medien haben. Noch haben wir eine breite öffentlich finanzierte Medienlandschaft. Politische Informationen müssen für die Masse der Bevölkerung nachvollziehbar sein. Das gilt natürlich vor allen Dingen für diejenigen, die aufgrund ihrer beruflichen Belastungen und finanziellen Nöte – darauf kommen wir dann zu sprechen – ohnehin große Schwierigkeiten haben, Energie und Zeit für den Mtvollzug des Gedankenaustauschs in der politischen Öffentlichkeit aufzuwenden.

**Scholz:** Gleichzeitig müssen wir uns aber klarmachen, dass auch diejenigen, die nicht die höchsten Bildungsabschlüsse haben, kluge politische Urteile fallen. Wer sich in einer Demokratie nicht vorstellen kann, dass ein Hilfsarbeiter, der bei Amazon tätig ist, oder eine Verkäuferin im Schuhgeschäft über ein genauso gutes politisches Urteil verfügt wie ein Hochschullehrer, hat schon ein Problem, das für die Demokratie zu Schwierigkeiten führt. Das habe ich in meiner sozialdemokratischen Lebensbiografie immer wieder auch genau so erlebt. Wir müssen aufpassen, dass das Nachdenken über politische Urteilsfähigkeit keine elitäre Komponente bekommt.

**Wenn ich Ihr Buch richtig verstanden habe, Herr Honneth, dann vertreten Sie hier allerdings eine →**

**„Wer sich nicht vorstellen kann, dass ein Hilfsarbeiter oder eine Verkäuferin über ein genauso gutes politisches Urteil verfügt wie ein Hochschullehrer, hat ein Problem, das für die Demokratie zu Schwierigkeiten führt“**

– Olaf Scholz

**anders gelagerte Auffassung. Sie wollen zeigen, dass es die Beschaffenheit einer Arbeit ist, die uns befähigt, als mündige Bürger an der Demokratie zu partizipieren. Was meinen Sie damit?**

**Honneth:** Die Mitbestimmungsfähigkeit kann besser und schlechter entwickelt sein. Und neben einem guten öffentlichen Bildungssystem ist ein gutes und faires System der gesellschaftlichen Arbeitsteilung die zentrale Voraussetzung für eine gleichberechtigte Teilnahme an der politischen Willensbildung. Es gibt zwei Gründe, die diesen Zusammenhang belegen. Der erste ist sozialdemokratischer Herkunft und stammt aus dem 19. Jahrhundert: Wenn ihr unter dem Druck der Bevölkerung das politische Recht auf Mitbestimmung für alle Bürgerinnen und Bürger gewährt, so damals die Sozialisten, dann müsst ihr auch dafür Sorge tragen, dass die faktischen Voraussetzungen zur Wahrnehmung dieser Rechte gegeben sind. Also kämpfte man für materielle Bedingungen, die es erlauben, von den politischen Rechten einen gleichberechtigten Gebrauch zu machen. Was dann seltsamerweise schnell aus dem Blick geriet: dass zu den wesentlichen Voraussetzungen, die es ermöglichen, diese politischen Rechte auszuüben, auch die Arbeitsverhältnisse gehören. Das heißt, es gibt Arbeitsplätze, es gibt Arbeitsformen, es gibt Arbeitsrealitäten, die es enorm schwierig machen, die politischen Rechte, die man inzwischen genießt, in die Praxis umzusetzen. Das heißt konkret: Es fehlt an Zeit, es fehlt an wirtschaftlicher Sicherheit, es fehlt an Mitspracherechten im Betrieb, es fehlt aber auch an der notwendigen Wertschätzung und Anerkennung, um sich tatsächlich frei von Sorgen, Not und Scham an der öffentlichen Willensbildung beteiligen zu können.

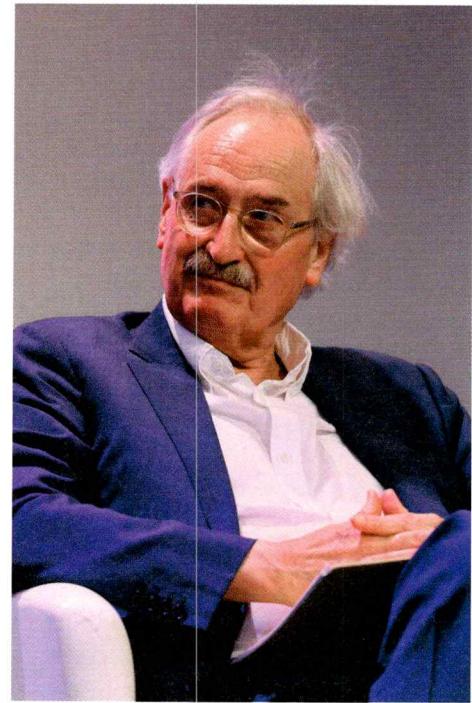
**Und was ist der zweite Grund dafür, dass Sie die Beschaffenheit der Arbeit als so zentral betrachten?**

**Honneth:** Der andere stammt aus der politischen Philosophie, nämlich von dem berühmten amerikanischen

Philosophen John Rawls. Dieser hat gesagt, die Voraussetzung sozialer Gerechtigkeit ist, dass jedes Gesellschaftsmitglied das Gefühl haben kann, dass die Lasten und Bürden in der Arbeitsteilung und sozialen Kooperation halbwegs fair verteilt sind. Es darf also nicht zu dem Missverhältnis kommen, dass die, die nur geringfügig zu dieser Arbeitsteilung beitragen, materiell viel bessergestellt sind als diejenigen, die unverhältnismäßig viel dazu beitragen. Rawls nennt das die Voraussetzung fairer Kooperation. Das sind im Kern die beiden Gründe. Und so frage ich in meinem Buch: Sind unsere Arbeitsverhältnisse eigentlich wirklich so organisiert, dass die Hunderttausenden von Beschäftigten in die Lage versetzt werden, politisch zu partizipieren?

**Wir werden noch genauer auf Ihr normatives Ideal der Arbeit zu sprechen kommen, doch zunächst an Sie, Herr Scholz: Die SPD ist vor 160 Jahren aus der Arbeiterbewegung hervorgegangen und war stark marxistisch inspiriert. Durch das Godesberger Programm und natürlich vor allem durch die Agenda 2010 haben Sie diese Wurzeln gekappt. Jetzt laufen Ihnen die Wähler davon, die AfD ist mit Ihnen gleichauf. War der Weg, den die SPD genommen hat, ein Fehler?**

**Scholz:** Zunächst mal teile ich Ihre Analyse nicht. Ich würde erst einmal biografisch antworten: Ich bin seit 1975 Mitglied der SPD und werde also in zwei Jahren mein 50. Parteijubiläum haben. Mein Thema war in all den Jahren immer die Arbeit. Deshalb bin ich Arbeitsrechtsanwalt geworden und habe Sozialrecht gemacht. Ich habe Betriebsräte und Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer vertreten, die gekündigt wurden oder deren Stellen eingespart werden sollten. Deshalb habe ich auch Ihr Buch, Herr Honneth, wirklich sehr gerne gelesen. Gleichzeitig habe ich ein tiefes Bewusstsein dafür, dass die Menschen, die beispielsweise bei Ford Köln arbeiten, wo ich heute Vormittag war, der Souverän der Demokratie sind. Dass sie in der Lage sind, politisch zu urteilen. Aber



**„Ein faires System der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ist die zentrale Voraussetzung für eine gleichberechtigte Teilnahme an der politischen Willensbildung“**

– Axel Honneth

**Axel Honneth** ist einer der wichtigsten Vertreter der Kritischen Theorie. Von 2001 bis 2018 war er Direktor des Instituts für Sozialforschung an der Goethe-Universität in Frankfurt a. M.. Seit 2011 ist er Jack C. Weinstein Professor of the Humanities an der Columbia University in New York. Sein Buch „Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit“ ist im März bei Suhrkamp erschienen

nun zu Ihrer Frage. Erstens: Das Godesberger Programm war keine Abwendung von der Arbeiterbewegung.

### **Na ja, mindestens war das ein Abschied vom Marxismus.**

**Scholz:** Gut, aber die Verbindung war in der Praxis nie so stark, wie das in den Parteitexten angelegt war. Die eigentliche Entscheidung mit dem Godesberger Programm war die Entwicklung hin zur Volkspartei. Die SPD ist die Erfinderin der Massenpartei in Deutschland. Die SPD hat sich also geöffnet für andere Gruppen, die sich für Demokratie, Solidarität und Gerechtigkeit einsetzen, und nicht unbedingt aus dem klassischen Arbeitermilieu stammen.

**Sie haben jetzt aber noch nicht über die Agenda 2010 gesprochen. Agenda 2010, das war: Lockerung des Kündigungsschutzes, Erhöhung der Sozialabgaben bei gleichzeitigem Rückbau der Sozialleistung. Arbeitslose müssen Arbeitsangebote annehmen, solange sie nicht sittenwidrig sind, und so weiter. Das klingt nicht sehr arbeitnehmerfreundlich und auch nicht nach sozialer Gerechtigkeit.**

**Scholz:** Da muss man sich nichts vor machen, das war und ist nach wie vor eine der größten Herausforderungen in der SPD-Geschichte. Das ist bald 20 Jahre her – und die Situation war damals mit fünf Millionen Arbeitslosen eine andere. Und die seinerzeitigen Gesetze sind seither an vielen Stellen überarbeitet und verbessert worden. Der Kündigungsschutz ist heute noch besser als vor den Reformen. Wir haben die Rechte der Betriebsräte und auch die der Gewerkschaften in den Betrieben gestärkt. Wir haben Sozialleistungen ausgebaut, insbesondere bei der Rente. Gerade in dieser Legislaturperiode haben wir wieder eine massive Anhebung der Erwerbsminderungsrenten eingeführt, wir haben das Bürgergeld beschlossen. Und wir haben in Deutschland durchgesetzt, erst mit der CDU und jetzt als Erhöhung mit der FDP, dass es einen Mindestlohn gibt – der heute bei

zwölf Euro liegt. Also, was immer man über die Vergangenheit sagen mag: Wir haben jetzt jedenfalls den richtigen Kurs.

**Honneth:** Kurz zu Ihrer anfänglichen biografischen Notiz, Herr Scholz: Wie ich jetzt gerade feststellen musste, bin ich vor Ihnen in die SPD eingetreten. Aber dazu gehört leider auch der nächste Satz: Ich bin auch viel schneller wieder ausgetreten. Die Verabschiedung von einigen Grundfesten des Marxismus kann ich ja nachvollziehen, das war wohl auch nötig, weil die marxistische Theorie ein Geschöpf des Industrialismus war. Und man setzte, solange die Arbeiterbewegung vom Marxismus beeinflusst war, allein auf die revolutionäre Kraft des Industrieproletariats. In den 1950er-Jahren begann sich die Arbeitslandschaft komplett zu wandeln. Das war der Übergang von der Industriearbeit in die Dienstleistungsgesellschaft. Und sich vor diesem Hintergrund allein noch auf das Industrieproletariat als Adressat zu beziehen, wäre sicherlich falsch gewesen.

**Aber?**

**Honneth:** Die Frage ist eher die, ob mit der Umschaltung von Arbeiterpartei auf Volkspartei nicht die Arbeit dann zu stark vergessen wurde. Der Wechsel zur Volkspartei wäre besser gelungen, wenn die SPD sich weiterhin dazu bekannt hätte, eine Partei der Arbeit, und zwar der Arbeit in ihren vielen neuen Gestalten zu sein. Wenn man gesagt hätte: Wir vertreten die Interessen und Belange aller, die mühevolle, entbehrungsreiche Arbeit leisten. Wir wollen in dieser Gesellschaft dafür Sorge tragen, dass die Arbeit fair und gut organisiert ist, an all den Orten, an denen sie stattfindet: Von der Hausfrau – damals noch Hausfrau, heute hoffentlich zunehmend auch Hausmann – über die Pflegekraft im Krankenhaus bis hin zu den Arbeiterrinnen bei Amazon. Die Coronakrise hat den Mangel an Anerkennung, Sicherheit und finanzieller Entlohnung für eine Sekunde mal an die Öffentlichkeit gebracht, aber dann ist all das schnell wieder in Vergessenheit geraten.

**„Die Formel ‚Aufstieg durch Bildung‘ ist natürlich ein wichtiges Ziel, doch als gesellschaftliche Norm hat das dazu geführt, dass wir bestimmte Berufe nicht mehr ausreichend wertschätzen“**

– Olaf Scholz

**Scholz:** Ich stimme zu. Der Begriff, mit dem ich genau dieses Kernanliegen zum Ausdruck bringe, ist Respekt. Aber Respekt müssen wir eben auch in anderer Hinsicht haben: Die Formel „Aufstieg durch Bildung“ ist natürlich ein wichtiges Ziel, doch als gesellschaftliche Norm hat das dazu geführt, dass wir bestimmte Berufe nicht mehr ausreichend wertschätzen. Die Arbeit eines Rechtsanwalts, eines Hochschullehrers, einer Journalistin und Philosophin ist nicht mehr wert als die Arbeit der Leute, die in der Schlachterei arbeiten, die den Park pflegen, die Häuser bauen und so weiter. Hier ist uns Respekt abhandengekommen. Deshalb will ich ausdrücklich sagen: Respekt vor jeder Arbeit zu haben, ist wichtig.

**Damit sind wir an einem sehr interessanten Punkt. Herr Scholz, Sie sagen: Wir müssen Respekt haben für jede Arbeit, auch die einfache, repetitive. Sie, Herr Honneth, stellen bezeichnenderweise nicht den Begriff des Respekts, sondern die Anerkennung in das Zentrum Ihrer Philosophie. Für Hegel war Anerkennung die Grundlage für die Ausbildung von Selbstbewusstsein. Und insofern geht auch Ihr Konzept von Arbeit, das Sie fordern, viel weiter. Sie sagen: Nein, es ist gerade nicht so, dass uns jede** →

**Arbeit – auch die stupide – zur demokratischen Partizipation befähigt. Arbeit – und auch ihre Organisation – muss selber so beschaffen sein, dass die Art der Tätigkeit uns zu einem mündigen Subjekt werden lässt, dessen Stimme zählt. Und das ist eben für die Reinigungskraft oder den Amazon-Arbeiter nicht der Fall.**

**Honneth:** Im Augenblick bin ich mir unsicher, wie stark die Differenz zwischen Respekt und Anerkennung an diesem Punkt tatsächlich ist – wahrscheinlich ist sie nur geringfügig. Allerdings glaube ich, dass, solange man nur „Respekt“ sagt, nur die eine Hälfte der Wahrheit hat. Zum Respekt gehört die Schaffung von Voraussetzungen, die es auch dem, der respektiert werden soll, ermöglicht, diesen Respekt als verdient zu verstehen. Wir müssen also fragen: Was muss eigentlich zusätzlich getan werden, damit aus dem Respekt tatsächlich Respekt oder Anerkennung wird? Das bedeutet nach meiner Auffassung, dass man die Tätigkeit derer, die da wertgeschätzt und respektiert werden sollen, tatsächlich auch so umorganisiert, dass die Betroffenen darin nicht nur eine hohle, rein symbolische Geste vermuten können. Wahrhaftige Anerkennung, ernst gemeinter Respekt würde bedeuten, die materiellen Voraussetzungen zu schaffen, die die bekundete Wertschätzung gerechtfertigt sein lassen.

**In Ihrem Buch schreiben Sie, dass die materiellen Voraussetzungen allein nicht reichen, sondern was Sie behaupten, ist, dass die Tätigkeit selber bis zu einem gewissen Grad intellektuell anspruchsvoll sein muss, damit ich mich als mündiges Subjekt erfahre.**

**Honneth:** Natürlich, klar, und das verlangt, auf die Arbeitsteilung selbst zu schauen. Dass berufliche Tätigkeiten auf eine bestimmte Weise aufgeteilt sind, ist kein Ausdruck technologischer Notwendigkeiten oder funktionaler Zwänge. Häufig sind die Berufe, die wir heute vorfinden, durch politische, wirtschaftliche Auseinandersetzung zustande

gekommen. Es ist eine große Frage, ob die Pflegekraft an ihrem Arbeitsplatz eigentlich doch mehr Kompetenzen ausüben können sollte, als sie jetzt faktisch aufgrund der bestehenden Berufsordnung ausüben darf. Alle diese einfachen Berufe sind relativ künstliche Gebilde, zu rechtgezimmert nicht zuletzt aus dem wirtschaftspolitischen Kalkül heraus, die Qualifikationsansprüche möglichst gering zu halten, um Arbeitskosten einzusparen. Längerfristig müssen wir uns also fragen, ob diese Berufe eigentlich neu zugeschnitten werden sollten. Mit einem Schuss sozialer Fantasie müssten wir uns also fragen – und das würde einer Sozialdemokratie, glaube ich, gut anstreben –, wie sich dieses Netzwerk arbeitsteiliger Verrichtung so organisieren lässt, dass nicht einige enorm repetitive, mühsame, also auch zehrende, nervlich zehrende Arbeit verrichten und andere für relativ wenig Arbeit ein enormes Einkommen einstreichen. Das ist ein radikalerer Schritt, als wir ihn bisher diskutiert haben. Man kann sich da nicht mit dem begnügen, was wir haben: Die Pflegekraft macht das, die Krankenschwester das, der Arzt aber macht das. Nein, wir können diese Arbeitsteilung ganz neu denken, denn es gibt nichts in der Sache selbst, was daran hindert, die Tätigkeiten neu zusammenzusetzen. Und wir müssen uns ja klarmachen: Wir setzen faktisch schon lange Berufe neu zusammen. Plötzlich muss der Bahnschaffner das Essen mit austragen.

**Aber ist das ein Fortschritt?**

**Honneth:** Nein, natürlich ist es kein Fortschritt. Es ist eine enorme zusätzliche Belastung. Ich will damit nur sagen, dass es prinzipiell möglich ist, Berufe neu zuzuschneiden. Die Sozialdemokratie könnte das zu einer ihrer Kernaufgaben machen und darangehen, über neue Arbeitsformen nachzudenken, die intellektuell befriedigender sind, weniger repetitiv und einseitig.

**Scholz:** Ich stimme zu, dennoch ist meine Frage, die mir beim Lesen des Buches kam: Muss man ein spezielles Leben führen, um mitreden zu können?

**„Es ist prinzipiell möglich, Berufe neu zuzuschneiden. Die Sozialdemokratie könnte es zu ihrer Aufgabe machen, über neue Arbeitsformen nachzudenken, die intellektuell befriedigender sind“**

– Axel Honneth

Es darf nicht sein, dass wir denen, die im Augenblick keine intellektuell befriedigende Tätigkeit ausüben, nicht zutrauen, an der Demokratie zu partizipieren. Sie haben sich in Ihrem Buch ja selbst vom marxistischen Ideal der nichtentfremdeten Arbeit distanziert und stellen stattdessen das Kriterium der politischen Willensbildung in den Vordergrund.

**Honneth:** Wenn in meinem Buch auch nur ansatzweise der Eindruck entstünde, dass die, die keine hinreichend gut organisierten Arbeitsverhältnisse vorfinden, leider nicht partizipieren können, dann würde mich das wirklich nervös machen.

**Sie schreiben aber ausdrücklich, dass die Reinigungskraft intellektuell anspruchsvoller arbeiten sollte, damit sie befähigt wird zur politischen Willensbildung.**

**Honneth:** Ich sage, repetitive Arbeit kommt mit gewissen Konsequenzen daher. Sie macht nicht dumm und die Leute sind gewiss nicht intellektuell blöd, ganz im Gegenteil, da liegt mehr Fertigkeit, Sachverstand und intelligentes Können brach, als häufig von oben vermutet wird. Repetitive Arbeit wird aber zu einer Gefährdung, wenn sie zur zweiten Natur der Person wird. Sie wird sich dann schwer damit tun, genügend Initiativkraft und Selbstvertrauen zu entwickeln, um ihre Meinung öffentlich auch wirklich kundzutun. Ich spreche hier von Schamgefühlen, die jene empfinden, die Arbeiten verrichten, auf die andere herunterschauen. Wie können wir das ändern? Indem wir die Wertschätzung für die Arbeit erhöhen. Aber wie können wir das am besten? In dem wir die Arbeit komplexer machen, ihr neue Aufgaben hinzufügen und sie insgesamt anspruchsvoller gestalten. Es ist ja nicht so, dass man gerne repetitive Arbeit verrichtet. Man leidet unter ihr, fühlt sich unterfordert und dem Hohn anderer ausgesetzt. Also sollten wir uns doch anstrengen und alles unternehmen, um möglichst viel an dieser repetitiven Arbeit so umzuwandeln, dass sie auch für den Einzelnen interessanter wird.

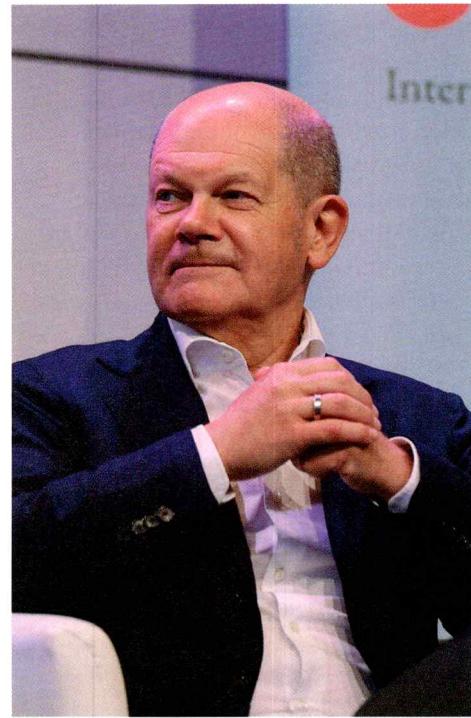
**Scholz:** Diese normative Anstrengung halte ich im Prinzip für richtig.

**Nun gibt es gegenwärtig allerdings einen Trend, der unser Thema noch einmal in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt. Arbeit galt ja lange Zeit als Kern unserer Identität, doch jetzt bekunden immer mehr Menschen ihre Arbeitsunlust. In den USA läuft das Phänomen unter dem Label „the great resignation“, damit verbunden ist das sogenannte „Quiet Quitting“: Menschen erledigen bei der Arbeit nur noch das Aller-notwendigste, innerlich aber haben sie schon längst gekündigt. Was bedeutet das für die Frage der politischen Willensbildung?**

**Honneth:** Ich glaube nicht, dass diese Menschen einfach nicht arbeiten wollen. Ich glaube, dass sie Schwierigkeiten haben, Arbeiten zu finden, mit denen sie sich wirklich identifizieren können. Und das liegt teilweise an miserablen Zuständen in diesen Sektoren. Weil Sie die USA erwähnt haben: Der Lehrerberuf war in meiner Kindheit und Jugend ein hoch angesehener Beruf. Sie müssen sich mal anschauen, wie dieser Beruf in den USA bezahlt wird, was die rackern müssen, in hochkomplizierten Klassen mit massiver kultureller Heterogenität und starken Integrationsaufgaben – und im Kampf gegen eine mit Einspruchsrechten ausgestattete Elternschaft. Die kommen abends psychisch komplett überlastet nach Hause, ohne irgendeine soziale Wertschätzung vonseiten der Gesellschaft. Wer will denn da Lehrer oder Lehrerin werden? Das heißt, da hat sich auch der Arbeitsmarkt in einer Weise entwickelt, dass die Berufe, die eigentlich erfüllend sein könnten, stattdessen in einer Weise organisiert sind, dass es da keinen mehr hinzieht.

**Herr Scholz, im Moment gibt es über 12 000 unbesetzte Lehrerstellen in Deutschland. Wie wollen Sie das Problem angehen, ganz konkret?**

**Scholz:** Zunächst einmal: In der Betrachtung von Arbeit hat es in der →



**„Muss man ein spezielles Leben führen, um mitreden zu können? Es darf nicht sein, dass wir denen, die aktuell keine intellektuell befriedigende Tätigkeit ausüben, nicht zutrauen, an der Demokratie zu partizipieren“**

– Olaf Scholz

**Olaf Scholz** ist studierter Jurist, trat 1975 der SPD bei und arbeitete bis zu seiner Wahl in den Bundestag (1998) als Fachanwalt für Arbeitsrecht. Er war Bundesminister für Arbeit und Soziales, Erster Bürgermeister Hamburgs, Bundesminister für Finanzen und Vizekanzler. Seit Dezember 2021 ist er Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland

Ideengeschichte starke Veränderungen gegeben. Luther zufolge war Arbeit eine christliche, moralische Pflichterfüllung. Und es ist menschheitsgeschichtlich relativ neu, dass ein Leben nicht mehr komplett durch die Arbeit dominiert ist, sondern viele bis zum 27. Lebensjahr in der Ausbildung sind und nach Renteneintritt noch 20, 30 Jahre Altersleistungen und ein arbeitsfreies Leben genießen dürfen. Auch die Arbeitszeitreduzierung ist eine vergleichsweise neue Realität, und deshalb haben andere Interessen viel mehr Platz. Das bedeutet aber nicht, dass die Arbeit für die eigene Identität ganz unwichtig geworden ist. Es bedeutet auch nicht, dass sie uns ausgeht. Was jetzt die konkrete Frage der Lehrerinnen und Lehrer betrifft, diese Wahrheit müssen wir uns eingestehen: In manchen Bundesländern müssten es zwischen 10 und 15 Prozent der Abitur-Abschlussklassen sein, die sich für den Beruf des Lehrers oder der Lehrerin entscheiden, damit wir die in Pension gehenden Pädagoginnen und Pädagogen zügig ersetzen können. Auch wenn Lehrer bei uns im Vergleich mit den USA sehr gut bezahlt werden: Da müssen wir uns anstrengen. Wir alle, insbesondere die Länder, die für Bildung zuständig sind.

**Bei dem Problem, für manche Tätigkeiten überhaupt noch Interessenten zu finden, ist die Entwicklung der künstlichen Intelligenz hochrelevant. Welche Berufe wird man nicht ersetzen können durch ChatGPT?**

**Honneth:** Man wird sicherlich viel im Produktionssektor durch technische Intelligenz und Robotisierung vereinfachen können. Man wird auch einiges an der harten Arbeit, die es heute noch gibt, immer weiter automatisieren können. Aber man wird in den kreativen und pädagogischen Bereichen die menschliche Arbeit nach meiner Auffassung nicht ersetzen können, weil es der Interaktion mit der anderen, physisch anwesenden, empathiefähigen Person bedarf. Gleichzeitig wird der Bedarf an Arbeitskräften im Pflege- und Bildungssektor zunehmen. Wir leben in einer stark überalterten Gesellschaft.

Und stellen wir uns vor, was wir in Zukunft in den Schulen leisten müssen, wenn wir all die Flüchtlinge – die wir hoffentlich aufzunehmen bereit sind – integrieren wollen. Aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass man Schülerinnen und Schülern einen Roboter vorsetzt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Bildung ohne die Interaktion mit der Person der Lehrerin und des Lehrers funktioniert. Die Emotionen – und sei es auch nur die Abwehr gegen den Lehrer, die Lehrerin –, die man benötigt, um irgendwie halbwegs gut durch die Schule zu kommen, wird man nicht durch einen Roboter hervorrufen können.

**Scholz:** Ich glaube das auch nicht. Wenn man sich vergegenwärtigt, was seit dem 19. Jahrhundert an Büchern geschrieben worden ist in Bezug darauf, wann uns die Arbeit ausgeht, sind wir mindestens schon 50 Mal alle arbeitslos geworden. Und zwar für immer. Es ist anders gekommen, wie wir alle wissen. Deshalb darf man auch heute eine gewisse Zuversicht haben. Unser wichtigster Beitrag wird sein, dass wir dafür Sorge tragen, dass alle mit den Veränderungen mithalten können und dass Menschen nicht aussortiert werden, wenn sich Arbeitsanforderungen verändern. Unternehmen müssen, wenn sie neue Qualifikationen von ihren Beschäftigten brauchen, die Entscheidung treffen, ob sie diese entlassen und neue reihenholen – oder ob sie sich vorstellen können, dass sie diejenigen, die sie schon haben, für die Tätigkeiten, die gebraucht werden, qualifizieren.

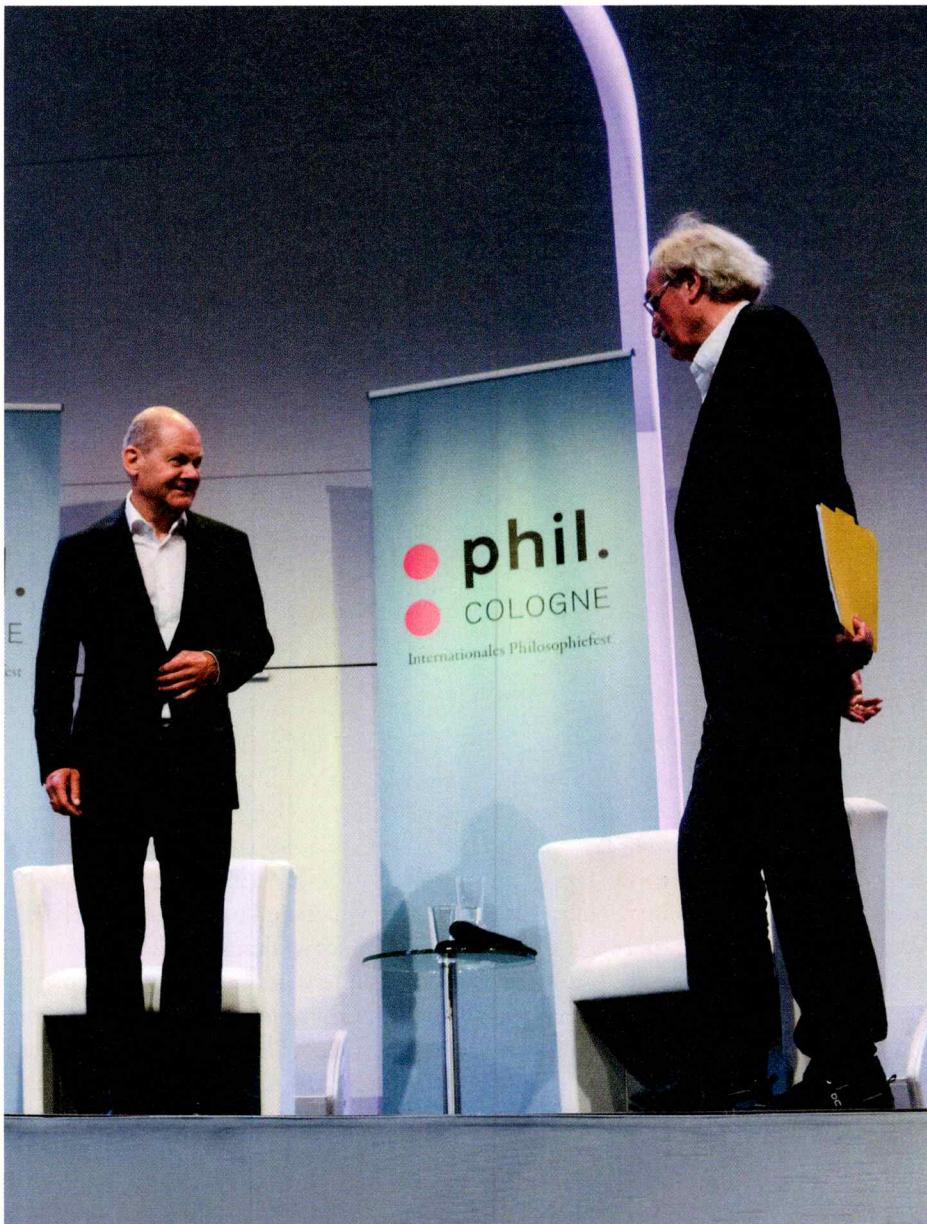
**Seit der Coronakrise ist Homeoffice ein nicht mehr wegzudenkendes Phänomen der Arbeitswelt geworden. Die Vorteile sind weithin bekannt, aber der Nachteil ist mit Blick auf die These Ihres Buches, Herr Honneth, dass die Vereinzelung, die damit einhergeht, der Einübung demokratischer Praxis zuwiderläuft. Insofern müssen Sie die Homeoffice-Tendenz ja äußerst kritisch sehen, richtig?**

**Honneth:** Häufig ist Homeoffice die Antwort auf nicht zu lösende Probleme

der Vereinbarkeit von Privatsphäre und Arbeit. Da müssen die Kinder betreut werden, da muss das Essen auf den Tisch, und vor diesem Hintergrund ist Homeoffice das Naheliegendste. Aber nach allem, was ich weiß, ist das Homeoffice mit der Zeit enorm belastend, weil der Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen fehlt, weil die direkte Ansprache fehlt, weil man mit allen Aufgaben vollkommen allein auf sich gestellt ist. Und weil genau das, was die Arbeit auch auszeichnet, wenn sie halbwegs gut organisiert wird, nämlich eine gewisse Kommunikabilität, ein Austausch über Fragen im alltäglichen Arbeiten, plötzlich wegfällt. Und die Tendenz unserer Arbeit ist ohnehin die der viel stärkeren Individualisierung und Isolierung. Das liegt auch an den kapitalistischen Verwertungzwängen, die immer stärker auf individuelle Leistungskontrolle achten und die Arbeit gerne isolieren, damit sie gut steuerbar und kontrollierbar wird. All das sind Tendenzen, denen zunächst mal das Homeoffice in die Karten spielt, weil es so scheint, als wollten alle gerne für sich ganz alleine arbeiten. So die neoliberalen Vorstellung: Jeder ist auf sich allein gestellt und trägt Eigenverantwortung. Warum dann auch nicht zu Hause arbeiten? Ich glaube, dass sich das sehr schnell rächen wird und dass die psychischen Belastungen durch längerfristiges Homeoffice eher zunehmen werden und dass wir erst die Anfänge einer Gegenentwicklung sehen.

**Herr Scholz, ich habe noch mal im Koalitionsvertrag nachgelesen: Homeoffice soll ermöglicht werden, wenn keine betrieblichen Belange dagegenstehen. Aber eigentlich müsste man ja sagen: Homeoffice sollte nur dann ermöglicht werden, wenn die Bildung des politischen Willens nicht gefährdet wird. Oder?**

**Scholz:** Es darf keinen Zwang zum Homeoffice geben. Viele leben ja auch nicht so, dass sie in einer großen Villa ideale Bedingungen dafür vorfinden. Es braucht also durchaus konkrete Regelungen, auch durch Tarifverträge. Und



„Ich kann mir nicht vorstellen, dass Bildung ohne die Interaktion mit der Person der Lehrerin und des Lehrers funktioniert. Die nötigen Emotionen wird man nicht durch einen Roboter hervorrufen können“

– Axel Honneth

man darf nicht vergessen: Die Heimarbeit ist ein Phänomen, das wir aus den Anfängen des Kapitalismus schon kennen. Ein Unternehmer gibt seinen Beschäftigten Handarbeit mit nach Hause. Das hatte ganz schreckliche individuelle Ausbeutungsverhältnisse zur Folge. Als Arbeitsrechtsanwalt würde ich sagen, dass das heutige Homeoffice strukturell eine ähnliche Problemlage mit sich bringt. Aber, das bringt mich zum Anfang unseres Gesprächs: Längst nicht

alle haben eine Tätigkeit, die sich überhaupt ins Homeoffice verlagern lässt, ich denke da an die Pflege oder auch an die industrielle Produktion. Wir sollten in unseren theoretischen Diskussionen nicht an den Lebensrealitäten vorbeireden. Die Frage, wie wir arbeiten, ist von politischer Relevanz für unser Zusammenleben und für unsere Demokratie. Und sie muss deshalb auch ein Gegenstand öffentlichen Handelns und Denkens sein. /

● **phil.COLOGNE**  
● Internationales Philosophiefest

Dieser Dialog fand auf der  
phil.COLOGNE 2023 statt

# Das Erbe geht um

In Deutschland konzentriert sich Reichtum zunehmend in wenigen Händen – besonders dank gering versteuerter Erbschaften und Schenkungen. Kritik in der Bevölkerung daran gibt es kaum. Woran liegt das? Wer das Erbe allein nach Prinzipien von Freiheit und Gleichheit bewertet, verkennt seine emotionale Bedeutung. Auf den Spuren einer wirkmächtigen Idee

Von Jana Glaese



Jana Glaese ist Chefredakteurin der Sonderausgaben des Philosophie Magazins und promovierte Soziologin. Sie hat in Maastricht, Cambridge und New York studiert

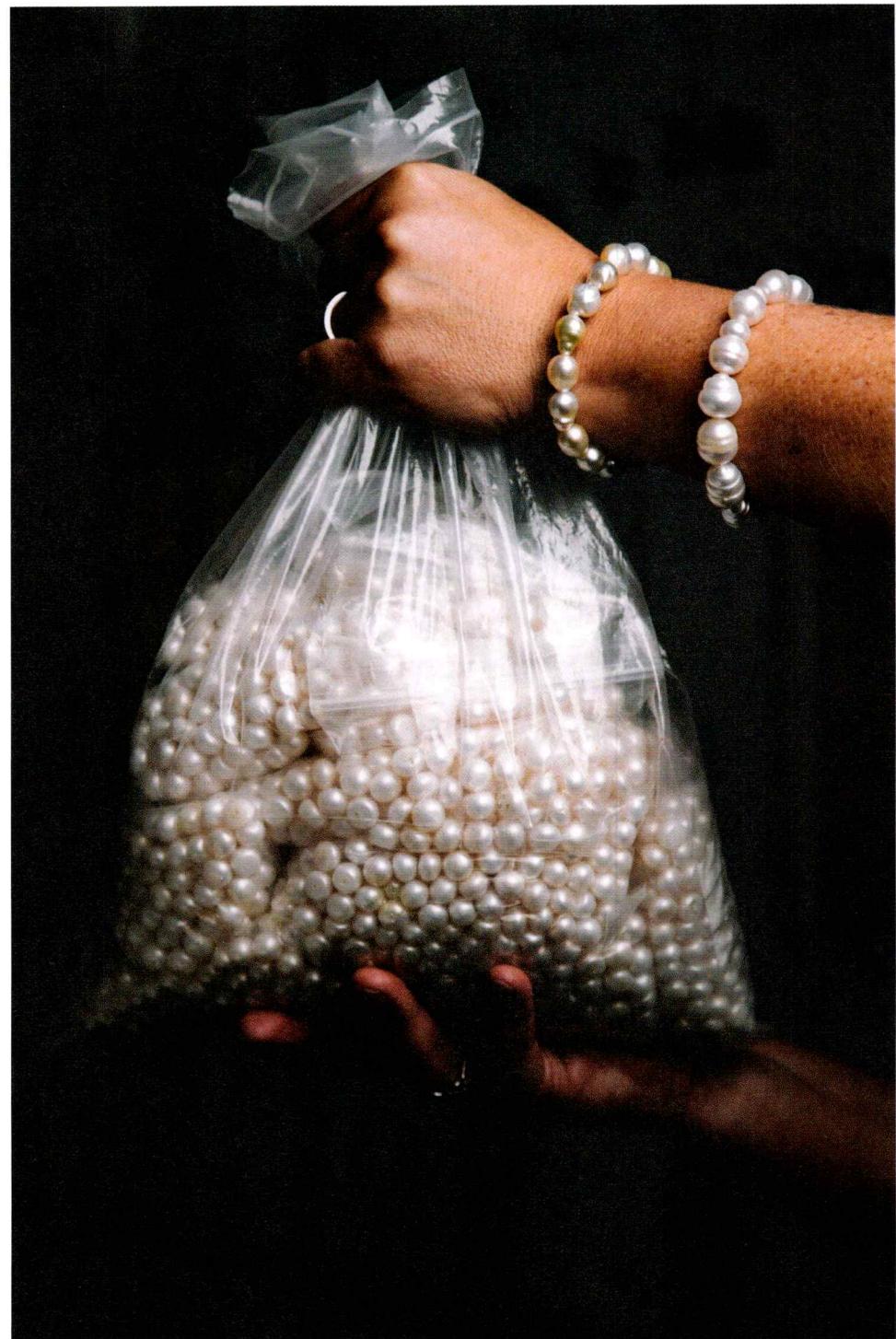
Im Gegensatz zum Einkommen ist das Erbe etwas, zu dem man als Empfänger nichts beiträgt. Einen Nachlass „verdient“ man nicht. Man hat nicht für ihn gearbeitet, nichts geleistet, sondern er ist, so könnte man sagen, eine Sache des Glücks, eine günstige Fügung. Für den älteren Horkheimer war das Glück des Erbes eine der wenigen überhaupt noch möglichen Formen der Gerechtigkeit in einer Welt, in der auf nicht mehr viel zu hoffen ist. Denen, die „kreischen (...) Wie ungerecht!“, wenn einer viel Geld erbt, antwortet er in einem in den 1950er-Jahren verfassten Aphorismus: „Ahnt ihr denn, dass dies das bisschen Gerechtigkeit ist, das auf dieser Welt übrig bleibt? Glück – ohne Verdienst?“

So kann man das natürlich sehen. Eine Gesellschaft, in der man immer etwas zu leisten hat und sich alles verdienen muss, hat etwas zutiefst Ungerechtes. In ihr wird ein Nachlass zum letzten unverhofften Segen. Allerdings ist ein Erbe selten so zufällig wie ein Lottogewinn, sondern ziemlich klar verteilt. In Deutschland besitzt allein das reichste 1 Prozent rund 35 Prozent des Vermögens; die Hälfte aller Schenkungen und Erbschaften entfallen auf 10 Prozent der Bevölkerung. Absolut betrachtet nimmt die Ungleichheit in unserer Gesellschaft durch diese Übertragungen weiter zu. Und Menschen, die erben, haben es einfacher, auch in Zukunft weiteres Vermögen zu generieren.

Immer mehr Intellektuelle fordern, Erbschaften stärker zu besteuern oder gleich ganz abzuschaffen. Der französische Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty etwa schlägt eine Vermögenssteuer von 90 Prozent vor, um damit wiederum allen Bürgern ein Startkapital von 120 000 Euro auszuzahlen, also ein staatlich organisiertes „Erbe für alle“. Nach Meinung des deutschen Philosophen Stefan Gosepath sollte man die heutige Erbpraxis ganz kippen. Gehör verschaffen

sich auch immer mehr Reiche, die ihr Erbprivileg ablehnen und den Staat bitten, sie doch endlich einmal ordentlich zu besteuern. Darunter etwa Marlene Engelhorn, Nachfahrin des BASF-Gründers Friedrich Engelhorn, zukünftige Millionenerbin und Mitbegründerin der Initiative taxmenow. In Österreich, wo Engelhorn aufwuchs, wurden die Vermögens-, Erbschafts- und Schenkungssteuer über die letzten Jahre abgeschafft. In Deutschland ist die Steuer auf Vermögen, also eine Abgabe auf persönliches Grund-, Finanz- und Betriebsvermögen, seit 1997 ausgesetzt. Eine Steuer auf Erbschaften und Schenkungen gibt es weiterhin. Allerdings sorgen Freibeträge und allerlei Ausnahmen dafür, dass die Einnahmen recht überschaubar bleiben: 2021 machten sie mit 9,8 Milliarden lediglich 1,2 Prozent des gesamten Steueraufkommens aus. Selbst Raucher brachten dem Fiskus über die Tabaksteuer mehr ein (14,7 Milliarden).

So vehement Kritiker aber auf der Ungerechtigkeit von Erbschaft beharren, so unbeeindruckt zeigt sich die breite Bevölkerung. Selbst unter sozialdemokratisch orientierten, gering verdienenden Wählern, die tendenziell geringere →



**In einer Gesellschaft, in der man immer etwas zu leisten hat, wird ein Nachlass zum letzten unverhofften Segen. Allerdings ist ein Erbe selten zufällig wie ein Lottergewinn, sondern ziemlich klar verteilt**

Aussicht auf ein Erbe haben, finden die Parteien keinen Rückhalt für eine Erhöhung der Erbschaftssteuer. Peer Steinbrück zum Beispiel beklagte offen, dass bei dem Thema nichts zu holen sei; Vorstöße, Steuerprivilegien abzuschaffen, würden direkt als Steuererhöhung und Neiddebatte diskreditiert.

## Entscheidend für die Aura des Erbens ist eine quasi-religiöse Komponente. Dem Erblassenden verspricht sein Nachlass ein über sich selbst hinaus währendes Bestehen

Das unbeirrte Festhalten am Erben ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass dieses Land in den letzten Jahrzehnten eigentlich immer neoliberaler geworden ist. Leistung soll sich lohnen! Gerade dem widerspricht nun eigentlich die Erbschaft, die dem Prinzip der Abstammung, nicht der Leistung folgt. Letzteres gilt zwar noch für den Erblasser, der sein Erarbeitetes weitergeben kann, aber der Erbe erhält Privilegien schlicht qua Geburt. An einer allgemeinen Steuerscheu liegt die deutsche Zurückhaltung sicherlich nicht. Denn auf Einkommen, also gerade dem, was stark auf eigener Arbeitsleistung beruht, erhebt Deutschland hohe Steuern. Wie kommt es, dass sich keine Mehrheit dafür findet, es bei Erbschaften ähnlich zu tun? Warum scheint das Erben für die meisten Menschen ein schützenswertes Privileg zu sein?

Es mag zunächst paradox klingen, aber vielleicht liegt es gerade am Erstarken des Neoliberalismus, dass wir besonders am Erben hängen. Hofft man nicht gerade dann, etwas zu ver machen beziehungsweise zu erhalten, wenn klar ist, dass man nicht groß auf staatliche Hilfe setzen kann (und zudem der Generationenvertrag immer mehr in Schieflage gerät)? Je schmäler der Sozialstaat, desto mehr, so ließe sich schluss-

folgern, obliegt es guten Eltern, ihre Kinder langfristig abzusichern und sie vor materiellen Risiken zu schützen – eben indem sie etwas an die nächste Generation übertragen. Nun könnte man direkt einwenden, das ist nur eine Überlegung, die diejenigen beschwichtigen kann, die vermögend genug sind, um etwas weiterzugeben. Was aber ist mit dem Rest? Warum befürworten auch Menschen das Erben, die selbst so gut wie keine Aussicht darauf haben?

Möglich, dass manche hoffen, auch sie werde doch noch das „Glück ohne Verdienst“ treffen. Vielleicht hat die Strahlkraft des Erbes aber auch einfach ganz andere Gründe. Gründe, die unberührt bleiben, wenn Kritiker sich darauf konzentrieren hervorzuheben, dass Schenkungen und Erbschaften gegen allgemeine Freiheits- und Gerechtigkeitsprinzipien verstößen (weil Herkunft statt Leistung zählt, Chancengleichheit untergraben wird usw.). Ein Nachlass stellt oft nicht nur eine materielle Übertragung und Absicherung dar, sondern fungiert ebenso als emotionale Bindestelle. Wer vererbt, verbindet damit oft auch seelische und soziale Ansprüche. Und damit ist nicht nur gemeint, dass mit der Weitergabe eines Hauses, einer teuren Uhr und so weiter auch Lebenserinnerungen und -entwürfe gewahrt werden sollen. Erben ist über solche Hoffnungen einzelner Erblasser hinaus mit Bedeutungen versehen, denen man sich, auch ohne selbst zu vererben oder zu erben, nicht leicht entziehen kann. Erben ist, anders gesagt, Teil einer größeren Wert- und Heilsordnung. Um mit der Praxis des Erbens aufzuräumen, zum Beispiel um mehr Gerechtigkeit für heutige oder zukünftige Generationen zu schaffen, gilt es diesem emotionalen Substrat auf den Grund zu gehen.

## Ritual und Aura

Dass es beim Erben nicht nur um Materielles geht, das verrät schon das damit verbundene Vokabular. Wer einen Nachlass annimmt, der hat ein Erbe „anzutreten“, fast so wie den Staats- oder Militärdienst. So eindeutig hier allerdings das Element der Pflicht und Verantwortung mitschwingt, so wenig muss man doch für diesen Erbantritt tun: Solange man ein Erbe nicht innerhalb

einer Frist von sechs Wochen ausschlägt, gilt es automatisch als „angenommen“. Ganz anders sieht es aus, will man ein Erbe „ausschlagen“. Allein der harsche Begriff, der dem Akt anhaftet, legt nahe, dass es sich um eine minderwertige, recht unfreundliche Entscheidung handelt. Ein leichtfertiges Ablehnen ist zudem auch gar nicht möglich, da die „Ausschlagung“ in Deutschland vor Gericht erklärt oder zumindest notariell beglaubigt werden muss – und es fallen Kosten an. Mit einem einfachen Schreiben zieht man sich nicht aus der Affäre.

Schon die Sprache verrät also: Das Erben appelliert an Ehre und Pflichtbewusstsein, es muss gewissen Regeln folgen. Das hat, wie der Kölner Soziologe Jens Beckert darlegt, auch mit der Nähe zum Tod zu tun. Ein Erbe ist kein gewöhnliches Geld und ein Testament kein herkömmlicher Vertrag, ihm haftet eine besondere „Aura“ an. Ebenso wie der Verstorbene selbst verlassen auch seine Hinterlassenschaften das „Reich des Profanen“. Vererbtes Geld wird zu „special money“ (Viviana A. Zelizer). Wer Geld erbt, wird oft empfinden, dass diesem ein besonderer Status zukommt: Man deponiert es auf speziellen Konten, behält die Nutzung besonderen Zwecken vor – es sollte, anders gesprochen, nur entlang besonderer Regeln angeeignet und in Umlauf gebracht werden. Wer es einfach so verprasst, verrät damit fehlendes Taktgefühl.

Entscheidend für die Aura des Erbens ist aber noch eine weitere quasireligiöse Komponente. Dem Erblassenden verspricht sein Nachlass ein über sich selbst hinaus währendes Bestehen. So schrieb Horkheimer 1942, gut zehn Jahre vor dem eingangs erwähnten Aphorismus: Besitz „vermittelt für die Individuen, nachdem sie einmal das Bewusstsein des Todes als absoluter Katastrophe erlangt haben, die Vorstellung, dass sie ihn überstehen“. In der feudalistischen Gesellschaft war dieser Besitz an einen Ort und Namen geknüpft; in der bürgerlichen Gesellschaft entfällt die enge räumliche Verortung, „der Besitz wird zur Sache, durch deren Vererbung das abgelöste Individuum über sich hinausgreift“. Durch ihn „versichert das atomistische Individuum sich seiner Fortdauer nach dem Tode“. Horkheimer – übrigens selbst

in eine wohlhabende Fabrikantenfamilie geboren – meinte zwar, dass solch ein Selbsterhalt durch Eigentum in einer „Welt von Apparaten, Maschinen, Handgriffen“ zunehmend aussichtlos, ja „töricht“ sei; aber braucht, wer an die Unsterblichkeit glauben will, nicht immer ein gutes Maß an Hoffnung?

Angesichts dieser sakralen Dimension scheint es fast pietätlos, die Erbschaft abschaffen zu wollen. Und wer nun spitzfindig feststellen mag, dass hier keine Freiheitsrechte angetastet werden, weil die Person, deren Freiheiten berührt werden, nicht mehr ist, der ignoriert das Gewicht, das gerade dem „letzten Willen“ innewohnt.

## Familie im Zentrum

Zumindest im deutschen Raum hat die emotionale Bedeutung des Erbes aber noch mit etwas anderem zu tun: ihrer Verflechtung mit der Familie. Rechtlich geschützt und steuerlich privilegiert ist nicht jegliches Vererben, sondern lediglich das familiäre; Kinder sind immer Erben erster Ordnung, sie und Ehepartner erhalten einen Pflichtteil, der nicht beziehungsweise nur erschwert durch ein Testament aufgehoben werden kann.

Uns mag das Prinzip der Familie heute selbstverständlich vorkommen. Genau genommen ist es aber ein Resultat jüngerer Entwicklungen. Wie der Historiker Bernhard Jussen zeigt, spielte die Familie in Westeuropa lange eine untergeordnete Rolle für Sozial- und Erbregelungen. Grund hierfür war ein umfassendes System an Heirats- und Wiederheiratsverboten der lateinischen Kirche und eine Priorisierung der Ehe gegenüber breiteren Abstammungsverhältnissen. Die „Entwertung der ‚fleischlichen Verwandtschaft‘ als strukturierendes Element der Gesellschaft (ist) das dominierende Grundmuster mittelalterlicher Verwandtschaft“, schreibt Jussen. „Konsequent zog die Kirche die geistliche Verwandtschaft der fleischlichen vor, und konsequent schützte sie das eheleiche Paar gegen Verwandte.“ Während andernorts die Familie also zentrale Ordnungs- und Erbinstanz war, verteilten sich ihre Aufgaben hierzulande auf Bruder- und Patenschaften, Gilden, Gemeinden oder Grundherrschaftsbeziehungen.

Erst um 1800 setzt eine „Familialisierung“ des Erbes ein. Sie resultiert zum einen aus neuen Erkenntnissen zur elterlichen Vererbung und ist zum anderen stark geprägt von der Philosophie Hegels. Für Hegel ist die Familie Kerninstitution der sittlichen Gesellschaft, in ihr werden wir zum Subjekt und lernen mit anderen in Beziehung zu treten. Anders als in Frankreich, wo die Testierfreiheit – also die Freiheit des Einzelnen, sein Erbe zu verteilen – etwa zur gleichen Zeit mit Verweis auf die notwendige Gleichheit der Erben beschnitten wird, geschieht dies in Deutschland zum Wohl der Familie. Wie von Hegel formuliert, ist dies die übergeordnete Einheit, die es zu schützen gilt – sowohl vor dem Übergriff des Staates als auch vor der Willkür einzelner Familienmitglieder. Dazu heißt es in seinem Werk „Grundlinien der Philosophie des Rechts“: „Die bloße direkte Willkür des Verstorbenen kann nicht zum Prinzip für das *Recht, zu testieren*, gemacht werden, insbesondere nicht insofern sie dem substanzialen Rechte der Familie gegenübersteht (...) Eine solche Willkür enthält für sich nichts, das höher als das Familienrecht selbst zu respektieren wäre.“ Laut Hegel hat der Anspruch der Familie

führen könne. Besonders misslich ist es, wenn man für die Schulden der Verwandtschaft haftet. Aber selbst ein generöses Erbe kann zur Last, ja zum Fluch werden – etwa wenn da plötzlich ein Hof, Unternehmen oder Haus ist, dessen man sich annehmen und damit die eigenen Lebenspläne zurückstellen muss. Ein Erbe ist oft eben nicht nur eine bedingungslose Gabe, sondern mit Erwartungen behaftet.

Trotz dieser unschönen Nebenwirkungen halten wir in Deutschland an der Familie als primärer Instanz des Erbents fest. Aber die Geschichte zeigt: Das müsste nicht so sein. Vor nicht allzu langer Zeit bestimmten andere Prinzipien und Akteure das Erbgeschehen. Ließe sich hier nicht für die Zukunft lernen? Vielleicht sollten wir, anstatt über Besteuerung und Abschaffung zu sprechen, neue positive Praktiken des Erbents formulieren. Dahingehend lohnt es zum Beispiel festzuhalten, dass unsere jüngere Geschichte nicht nur von einer „Familialisierung“, sondern auch einer „Futurisierung“ des Erbents geprägt ist. In der Moderne kam es, wie Bernhard Jussen gemeinsam mit Stefan Willer und Sigrid Weigel zeigt, zu einer „Aufwertung der jungen Generation“. Die Toten, vormalig im Zentrum der Erinnerungs- und Erbkultur, wichen „einer Sorge um die Zukunft und die Nachkommenschaft.“ Bisher konzentriert sich dieser Einsatz meist auf den eigenen leiblichen Nachwuchs und darauf, diesen für ein möglichst erfolgreiches Vorankommen zu wappnen. Warum aber versuchen wir nicht das Prinzip der Futurisierung auszuweiten? Anstatt Einzelne zu beerben, stünden überfamiliäre Einheiten – Stiftungen, Städte und so weiter – im Mittelpunkt. Dabei würde es nicht nur darum gehen, Erarbeitetes einfach weiterzureichen; der ehrenvolle Auftrag wäre vielmehr, es zum Wohle künftiger Generationen zu bewahren. Sorge und Fürsorge um die Zukunft sind heute schließlich dringlicher denn je. /

**Trotz der unschönen Nebenwirkungen halten wir in Deutschland an der Familie als primärer Instanz des Erbents fest. Aber die Geschichte zeigt: Das müsste nicht so sein**

also Vorrang vor der Verfügungsfreiheit des Einzelnen über sein Vermögen. Eben dieser Logik folgend beschränkt das deutsche Recht die Testierfreiheit des Erblassers. Ob das nun für die restlichen Familienmitglieder unbedingt ein Segen ist, bleibt offen. Schon der liberale Denker John Stuart Mill warnte, dass ein Nachlass die Entscheidungsräume der Beerbtten beschneiden und zu hässlichen Konflikten

Ohne Geländer

# Feministische Weltgeschichte

Die Proteste der mutigen iranischen Frauen verweisen uns auf eine Emanzipation, die wir auch hierzulande erst noch realisieren müssen, meint unsere Kolumnistin **Eva von Redecker**

Illustration von Franz Lang

Seit Jina Amini am 13. September 2022 von Regierungsmilizen unter dem Vorwand einer sichtbaren Haarsträhne aufgegriffen und anschließend brutal ermordet wurde, reißen im Iran die Proteste nicht mehr ab. „Was im Iran geschieht, ist feministische Weltgeschichte“ urteilt die Journalistin Gilda Sahebi. Das ist ein Anspruch, der sich schlecht mit der westlichen Sicht vereinbaren lässt, dass es sich im Iran um eine bestenfalls nachholende Revolution handle, um die späte Ankunft eines muslimischen Landes im Zeitalter der Frauenrechte. Weltgeschichte aber ist etwas anderes. Sie ist der Durchbruch des Neuen; sie kommt aus der Zukunft. Und das scheint mir, nicht nur aus Respekt vor dem unfassbaren Mut der iranischen Bewegung, ein angemessenes Verständnis. Wir können von ihrem Mut lernen – denn auch unsere Emanzipation ist noch nicht vollzogen.

Für Frauenrechte wird im Iran seit über hundert Jahren gestritten, zwischenzeitlich mit Erfolg. Diese Rechte vermochten aber nicht ihre Rücknahme zu verhindern, als der Schah seine Herrschaft, unterstützt durch die USA, autoritär ausbaute. Und dann kam ab 1979 der größere Autoritarismus, das Mullah-Regime. Das ist keine mittelalterliche Ordnung. Sie ist hochmodern, ein Klerikalfaschismus, der antisematische Verschwörungserzählungen mit stalinistischem Überwachungsterror

verbindet und die Lebensregungen der halben – nämlich weiblichen – Bevölkerung aus der Öffentlichkeit zu eliminieren sucht. So verkörpert die iranische Ordnung eine reaktionäre Rache gegen einstmal errungene, als westlich und dekadent verschriene Freiheiten.

Dagegen steht nun der feministische Schlachtruf „Jin, Jīyan, Azadī“ – Frau\*, Leben, Freiheit, der auch den Kampf für queere Personen einschließt (deshalb der Stern). Meist wird die Formel im Kurdischen belassen, um der besonders unterdrückten größten nationalen Minderheit, zu der auch Amini gehörte, Respekt zu zollen. „Jin, Jīyan, Azadī“ verweist aber auch auf eine ganze Philosophie, nämlich den kurdischen, antiimperialistischen Feminismus. Dieser nennt sich Jineologie und zielt auf die Befreiung allen Lebens durch die weibliche Selbstbefreiung. Aus Sicht der Jineologie setzte mit dem vermeintlichen Beginn der Zivilisation die Barbarei gegenüber den Frauen ein. In den mesopotamischen Stadtstaaten, die vor 5000 Jahren zwischen Euphrat und Tigris entstanden, wurde auch das Patriarchat eingeführt: die rechtlich abgesicherte Kontrolle der Männer über Frauen. Seitdem benutzten alle Herrschaftssysteme Frauenleben, um ihre Macht zu demonstrieren und die Normalität von Unfreiheit einzuüben. Jede Epoche tut das auf andere Weise. In der kapitalistischen Moderne etwa

führte die „Hausfrauialisierung“ (Maria Mies) dazu, dass weibliche Arbeit unbefriedigt in den Haushalt verbannt wurde. In unserer heutigen Welt, in der der Gedanke der Emanzipation nicht mehr wegzudenken ist, versuchen autoritäre Tendenzen umso martialischer, einen Bereich lebendiger Regungen kaltzustellen. Tatsächlich erleben wir ja auch im Westen ein Ansteigen der Femizidraten und Versuche, Abtreibung vollends zu verunmöglichen: patriarchale Rache im Herzen der Gleichberechtigung.

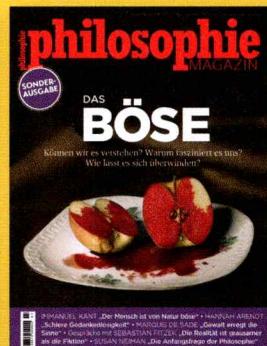
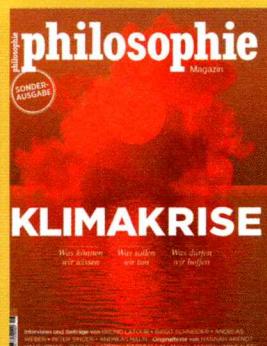
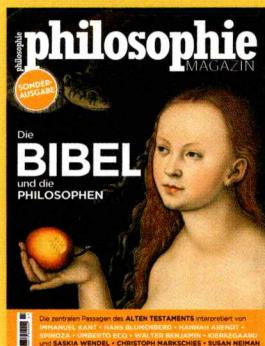
Die iranischen Proteste zeigen, dass der Widerstand gegen solche Gewalt zugleich der Kampf um größere Freiheit sein kann. Eine Freiheit, die sich nicht mit gleichen Rechten zufriedengibt und nicht hält, solange Macht als Gewalt gegen bestimmte Leben posiert. Von Frau\* zu Leben zu Freiheit. Wir haben viel aufzuholen. /



**Eva von Redecker** ist promovierte Philosophin und eine der profiliertesten Stimmen unserer Gegenwart. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit der Dynamik des Wandels und den normativen Leitlinien einer lebenswerten Zukunft. Ihr neues Buch „Bleibefreiheit“ erschien im Mai bei S. Fischer

# Entdecken Sie unser Archiv

Zahlreiche weitere Ausgaben verfügbar. Angebot solange der Vorrat reicht.



**philosophie**  
Magazin



[philomag.de/hefte](http://philomag.de/hefte)  
[philomag@pressup.de](mailto:philomag@pressup.de)  
 +49 (0)40 / 38 66 66 309

Bestellen Sie hier:

IMMANUEL KANT „Der Mensch ist von Natur her...“ HANS-JÜRGEN ARENDT  
 „Was ist eigentlich ein Mensch?“ JÜRGEN HABERMAS „Was ist  
 Sinn?“ GÖTTSCHE-WÖRNER „Was ist Sinn?“ SEBASTIAN FITZKE „Die Realität ist realer  
 als die Phantasie?“ SUSAN NEWMAN „Die Aufbruchstage der Philosophie“





# Leben

## Zeit für existenzielle Fragen

### 32 **Weltbeziehungen**

Die neue Sorry-Kultur /  
Grüner Waschzwang /  
Situationship

### 34 **Reportage**

Das Denken im Meer  
Von Lia Nordmann

### 42 **Lösungswege**

Warum sind wir so verspielt?

### 44 **Unter uns**

Die Sache mit dem Akku  
Kolumne von  
Wolfram Eilenberger

## Die neue Sorry-Kultur

Immer häufiger sehen sich bekannte Personen genötigt, Entschuldigungs-Statements abzugeben. Erleben wir gerade eine Wiederkehr der christlichen Beichtpraxis?

Seit einigen Jahren lässt sich eine Inflation der Entschuldigungen beobachten: Prominente und Politiker wenden sich immer öfter mit Entschuldigungen an die Öffentlichkeit, gerne in Gestalt von Social-Media-Postings. Beispiele aus der letzten Zeit bieten etwa der Dalai Lama, Boris Palmer oder die Influencerin Pamela Reif. Solche Entschuldigungen werden vom Publikum streng geprüft. Im englischsprachigen Raum haben sich gar Seiten wie [sorrywatch.com](http://sorrywatch.com) etabliert, die die Güte der Erklärungen bewerten. Als Kriterien geben die Autrinnen der Seite unter anderem an, man müsse „spezifisch“ sagen, „wofür“ man sich entschuldigt; man dürfe sich nicht rechtfertigen; und man solle erklären, was man für seine zukünftige Besserung tun will.

Die neue Entschuldigungskultur wirkt auf den ersten Blick wie die Säkularisierung des christlichen Umgangs mit Schuld und Sühne: Mit dieser teilt sie zum einen die universelle Verdachtskultur – ist für das Christentum in unserer durch die Erbsünde belasteten Welt jeder ein möglicher (und wahrscheinlicher) Sünder, ist für unsre identitätspolitisch geprägte Gegenwart jeder ein möglicher (und wahrscheinlicher) Akteur des rassistischen und sexistischen Systems. Sowohl die katholische Beichte als auch die öffentlichen Entschuldigungen sind zudem von einer starken Ritualisierung geprägt. Bei genauerem Hinsehen zeigen sich jedoch entscheidende

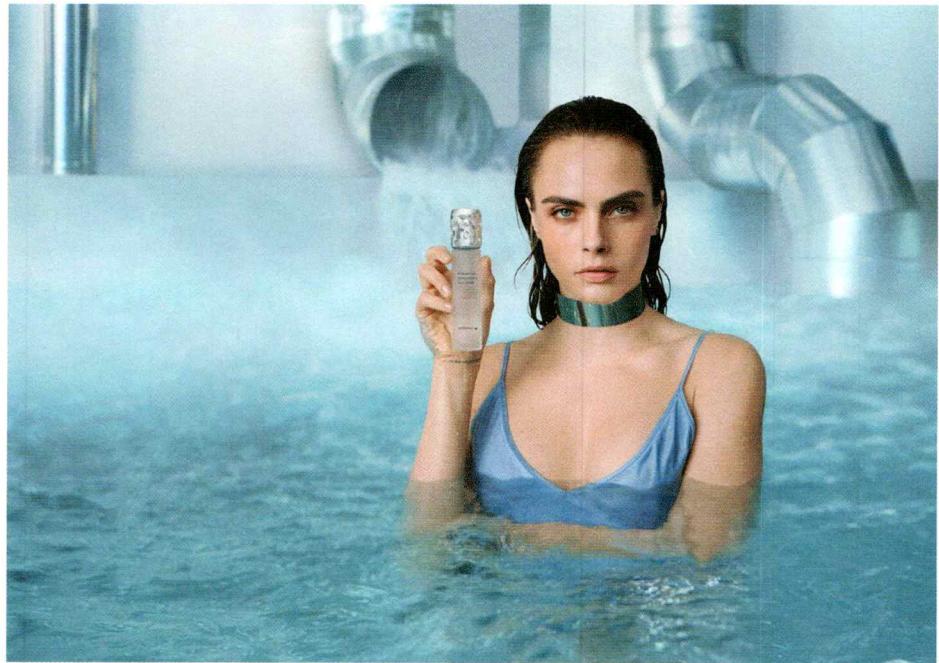


Unterschiede: Die Beichte richtet sich an Gott und den ihn vertretenden Priester, der das Beichtgeheimnis wahren muss; die Social-Media-Entschuldigung ist für aller Ohren bestimmt. Die Geheimhaltung im einen und die Öffentlichkeit im anderen Fall prägen den Charakter der Bekenntnisse: Während zur Beichte ein inneres Geschehen gehört (aufrichtige Gewissensforschung und Reue zählen zu ihren Gelingensbedingungen), ist das Social-Media-Bekenntnis ein äußerer Akt: Aus

Sicht der Ankläger besteht sein Sinn in der herbeigeführten Unterwerfung unter die eigenen normativen Spielregeln, aus Sicht des Geständigen in der erhofften Rettung seiner Reputation. Doch gerade weil der öffentlichen Entschuldigung ihr berechnendes Moment wesentlich eingeschrieben ist, gelingt Letzteres fast nie. Die Folge ist vielmehr eine Reihe weiterer Anklagen – etwa dafür, dass man sich auf die falsche Weise entschuldigt hat.  
/ Theresa Schouwink

## Grüner Waschzwang

Der Energiekonzern Vattenfall lässt in einer aktuellen Werbekampagne das Model Cara Delevingne ein Gesichtsspray vorführen, das aus den Emissionen einer mit fossilfreiem Wasserstoff betriebenen Fabrik besteht. Dieses Abwasser, so die Botschaft, ist so rein, dass man sich damit erfrischen kann. Im Video taucht Delevingne denn auch in glasklarem Wasser und wird von ebenso sauberem Nebel eingehüllt, bis sie sich am Ende genussvoll den Industrial Emissions Face Mist ins Gesicht sprüht. Das Unternehmen Vattenfall – das jüngst wieder in der Kritik steht, weil es die umweltschädliche industrielle Holzverbrennung ausweitet und als klimaneutral verkauft – betreibt mit dieser Kampagne „Greenwashing“ im buchstäblichen Sinne. Es nutzt dabei die in unserem Unbewussten tief verankerte Verknüpfung von körperlicher und moralischer Reinheit:



Klares Wasser auf Delevingnes parentief reiner Haut suggeriert ein ebenso reines Gewissen des Konzerns. Doch ist die Werbung so durchsichtig und überzogen, dass sie unfreiwilligerweise die gegenteilige Botschaft vermittelt: Wo ein Waschzwang herrscht, da kann ein moralisches Schuldgefühl nicht weit sein.

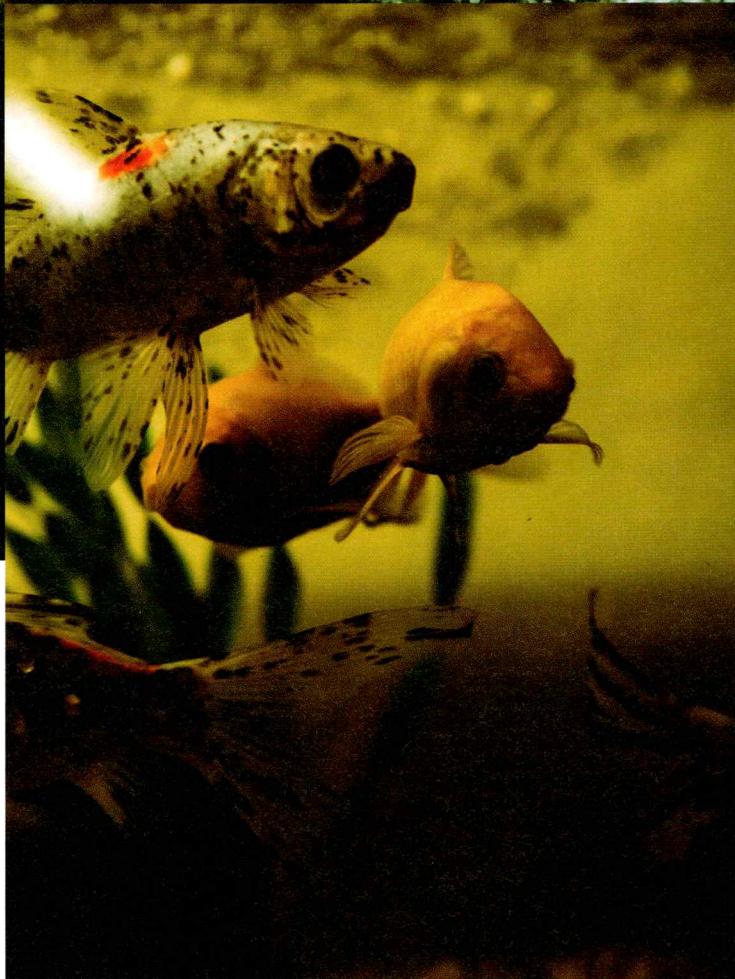
/ Theresa Schouwink

### Begriff

# SITUATIONSHIP

Mit der Situationship hat sich in der Welt des Onlinedatings in den letzten Jahren ein Beziehungsstatus etabliert, der sich gerade durch seine Undefiniertheit definiert. Der Begriff bezeichnet das verworrene Zwischenstadium, das Liebschaft und Beziehung in ihrer Mitte einschließen: Die Partner verbringen viel Zeit zusammen, lernen vielleicht sogar die Eltern des anderen kennen, bekennen sich aber nie zueinander. Was bis dato meist leidvoll mit der Floskel „Es ist kompliziert“ beschrieben wurde, erhält damit einen Namen, dessen Struktur an den englischen Begriff „Partnership“ erinnert. Anders als bei Partnerschaften wird sich für die Situationship jedoch nie gemeinsam entschieden. Viel eher steckt in ihr die stillschweigende Billigung einer Beziehung auf Zeit. Worin

mancher eine ideale Synthese aus Freiheit und partnerschaftlicher Nähe sehen mag, sähe Søren Kierkegaard wohl das verhängnisvolle Verharren im ästhetischen Lebensstadium. Seiner Meinung nach vermeidet der Ästhet das Entweder-oder und bleibt in einem Schwebezustand, in dem das Mögliche nie wirklich werden kann. Wahre Freiheit werde deshalb durch Entscheidungen gewonnen, welche nicht zuletzt die ewige Bindung betreffen. Kierkegaard selbst löste jedoch seine Verlobung mit Regine Olsen auf und verbrachte den Rest seines Lebens damit, ihr nachzutrauern. Vielleicht stellt die Situationship in manchen Fällen also doch einen funktionalen Kompromiss dar? / Antonia Siebeck



Seit Aristoteles unterschätzt: Fischen wurde lange Zeit kein komplexes Innenleben mit Schmerzempfinden und Denkvermögen zugestanden. Heute entdeckt die Forschung immer mehr Aspekte, die diese Sicht widerlegen

# Das Denken im Meer

Fische beobachten wir im Aquarium. Oder wir essen sie.

Selbst einige Vegetarier machen bei Fischen eine Ausnahme – so, als seien sie eher Pflanzen als Tiere. Nicht nur Schmerzempfinden, vor allem Intelligenz wird ihnen abgesprochen. Aber stimmt das – oder haben wir nur noch nicht verstanden, das Verhalten der Tiere in ihrer Welt richtig zu deuten? Eine Zoologin und eine Taucherin erzählen, warum wir genauer hinschauen sollten

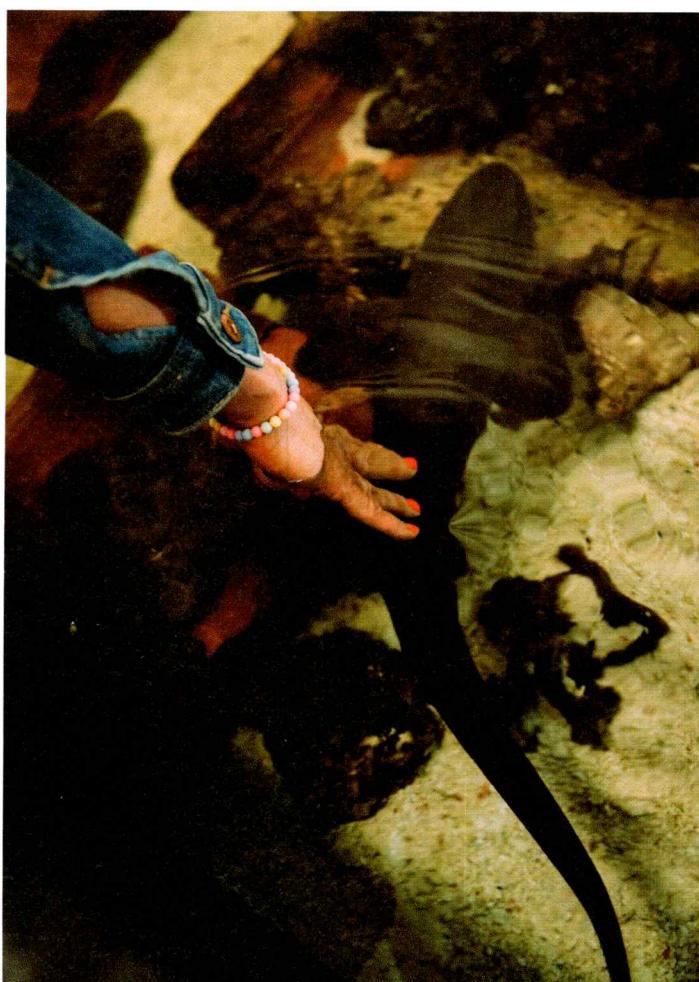
Von Lia Nordmann / Fotos von Paulina Hildesheim und Jann Höfer

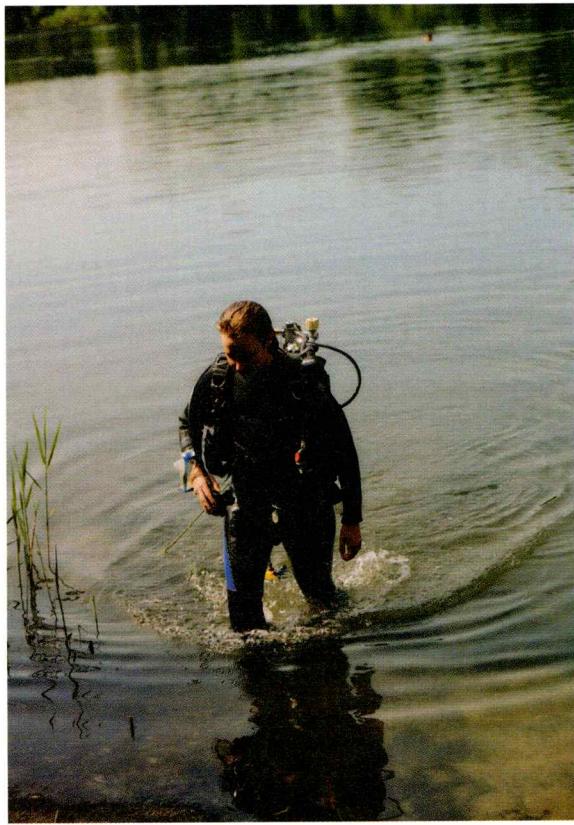


Lia Nordmann hat Philosophie und Kognitions- wissenschaft in Berlin, Kopenhagen und St. Andrews studiert. Im Herbst 2023 beginnt sie ihre Promotion an der University of Cambridge. Lia Nordmann schreibt regelmäßig für das Philosophie Magazin

Wale kommunizieren durch Gesänge, die sie über Generationen weitergeben. Ein Delfin erkennt sich selbst im Spiegel. Ein Oktopus baut sich aus Kokosnusschalen ein Versteck. Die Idee, dass es Denken, Intelligenz, vielleicht sogar Spuren eines Selbstbewusstseins auch in den Tiefen der Ozeane geben könnte, ist uns nicht fremd. Bei unserer Bewunderung für marine Lebewesen bleibt aber ausgerechnet die größte Gruppe der dort beheimateten Tiere oft vergessen: die Fische. Sie gelten als weniger entwickelt und anderen Arten unterlegen. Ich will wissen, warum das so ist, und stelle fest, dass Fische schon lange als eher primitive Tiere gehandelt werden. Bereits Aristoteles, der als vielleicht erster Philosoph unter die Wasseroberfläche blickte, ordnete sie anderen Tieren unter.

In seinen umfangreichen Schriften zur Biologie widmete sich Aristoteles der Anatomie, Fortpflanzung und Bewegungsweise von Tieren und Menschen. Er verglich akribisch, wie sich die verschiedenen Arten zueinander verhielten, notierte Gemeinsamkeiten (Tauben leben in Paaren wie Eheleute) und Unterschiede (Menschen haben Gesichter, Tiere nicht). Um 330 v. Chr. verbrachte Aristoteles mehrere Jahre auf einer Insel im Ägäischen Meer und setzte dort den Grundstein der späteren Meeresbiologie. Er beobachtete und sezerte Fische, Korallen und sogar Wale. Dabei stellte der Philosoph einige →





Bei ihrer Arbeit als Taucherin ist Claudia Ahle in direktem Kontakt mit der Unterwasserwelt und ihren versteckten Bewohnern

Überlegungen an, die noch heute Gültigkeit besitzen – etwa, dass Tintenfische zur Tarnung ihre Farbe ändern –, und entdeckte zahlreiche Arten, darunter den nach ihm benannten Aristoteles-Wels. Einflussreich bis heute ist allerdings auch Aristoteles' Vorstellung von der Natur als einer Leiter, auf der alle Lebewesen dem Grad ihrer Vollkommenheit nach angeordnet sind. Entscheidend für ihren Platz in der Hierarchie des Lebens war für Aristoteles unter anderem, ob Tiere warmes (vollkommen) oder kaltes Blut (unvollkommen) besitzen und ihre Nachkommen lebendig (vollkommen) oder in Eiern (eher unvollkommen) zur Welt bringen. An der Spitze der Leiter vermutete Aristoteles – wenig überraschend – den Menschen, gefolgt von anderen Säugetieren und Vögeln. Fische, denen er kaltes Blut und unvollkommenes Eierlegen attestiert, standen am Fuß der Leiter, unter ihnen nur Insekten und Weichtiere.

Die Idee der Natur als hierarchisches System ist in der westlichen Philosophie und in unserem Verhältnis zu Tieren fest verankert. Doch während viele Tierarten angesichts neuer Forschungsergebnisse auf der Leiter unserer Anerkennung emporsteigen – zum Beispiel die schlauen Krähen –, bleibt der Fisch in den Augen vieler Menschen dumm und stumm. „Das Gedächtnis eines Goldfisches reicht nur drei Sekunden zurück“, besagt ein weitverbreitetes Vorurteil. „Fische spüren keine Schmerzen“, heißt es oft. Beides ist wissenschaftlich widerlegt. Warum also tun wir uns so schwer damit, Fische als Lebewesen mit einem komplexen Innenleben zu betrachten?



Nach und nach bemerkte die Taucherin beträchtliche Verhaltensunterschiede und erstaunliche soziale Dynamiken der Fische

Eine Antwort lautet vielleicht: Weil wir sie selten sehen, höchstens als Filet auf dem Teller oder eingelegt in der Dose. Der Verhaltensforscher Jonathan Balcombe versucht in seinem Buch „Was ein Fisch weiß“, den Menschen ihre entfernte aquatische Verwandtschaft näherzubringen. Er schreibt, man müsse nur für einige Minuten einen Fisch beobachten, um zu spüren, dass es sich um ein Lebewesen mit Bewusstsein handelt. Ob das stimmt?

## Blick auf verborgene Welten

Ich treffe mich im Aquarium des Berliner Zoos mit Clara Ahle. Clara ist 27 Jahre alt, hat Umweltwissenschaften studiert und übte bis vor Kurzem einen Nebenjob der besonderen Art aus. Als Taucherin putzte sie die Scheiben eines mehrere Millionen Liter Wasser fassenden Aquariums und fütterte dort Fische. Wir stehen im schummerig blauen Licht vor einem kleinen Glasbecken. Es ist schwer, darin überhaupt Lebewesen auszumachen, bis Clara auf die sogenannten Seenadeln zeigt. Seenadeln sehen weniger aus wie Fische als wie ein Paar Schnürsenkel, die vertikal und, bei näherem Hinsehen, kopfüber im Wasser stehen. Eine gewisse Schwierigkeit, Fische überhaupt zu identifizieren, notierte übrigens schon Aristoteles: „Bei einem, was man im Meer findet, könnte man ins Grübeln geraten, ob es ein Lebewesen ist oder eine Pflanze.“

Ich frage Clara, wie sich ihr Blick für Fische durch das Tauchen verändert hat. Als sie mit 14 Jahren anfing zu tauchen, eröffnete sich ihr eine ganze neue Welt. „Unter Wasser“, sagt Clara, „war alles anders und irgendwie versteckter.“ Versteckt waren zunächst auch die Fische, Clara bemerkte sie kaum. Als Tauchanfängerin war sie ganz damit beschäftigt, sich in einem fremden Element zurechtzufinden; den eigenen Körper auszutarieren, während das Wasser das Gleichgewichtsorgan im Ohr stört, dazu die Atmung bewusst zu steuern. Die schwere Ausrüstung mit Sauerstoffflasche und Bleigewichten und der ungewohnte Wasserwiderstand ließen jede Bewegung behäbig werden. Während sie all diese neuen Einflüsse wahrnahm, durchkreuzten Fische Claras Blickfeld oft nur für Sekunden. Auch ihre Sicht war unter Wasser eingeschränkt. In den Seen, in denen sie das Tauchen lernte, reichte ihr Blick nur wenige Meter weit. Und tauchte sie tiefer, drang kaum noch Sonnenlicht durch die Wasseroberfläche: „Man sah dann nur Fischschwärme ganz schemenhaft vorbeiziehen, als würde man durch eine Weinflasche schauen.“

Als Clara einige Jahre später begann, im Meer zu tauchen, änderte sich ihre Perspektive. Alles erschien weiter und üppiger: „Vielleicht ist es vergleichbar damit, das erste Mal in einem Regenwald zu stehen. Dort herrscht zum Beispiel eine ganz andere Lautstärke, es ist voller. Ähnlich sieht man im Meer plötzlich viel mehr Fische. Es ist artenreicher, die Fische sind oft größer, aufregender.“ Clara hielt von da an gezielter nach besonderen Arten Ausschau. Die Fische jedoch blieben auf Distanz. „Wenn man sich auf einen Schwarm zubewegte, haben die Fische einem ganz langsam Platz gemacht und formten eine Schneise.“

Die Fische, die Clara dann später bei der Arbeit im Aquarium kennenlernte, hielten nicht so höflich Abstand. Vor allem

eine Gruppe Fledermausfische schwamm zu ihrem Erstaunen immer wieder auf sie zu, während sie die Schreiben reinigte. Sie zupften an ihren Haaren oder bissen in den Putzschwamm. „Es konnte auch passieren, dass einer der Fische beim Putzen plötzlich über mir schwimmt und die Luftblasen einfängt, die ich ausatme“, erzählt Clara mir belustigt. Ihr sei erst nach einigen Wochen aufgefallen, dass es stets die jugendlichen Fledermausfische waren, die sich Menschen so furchtlos näherten. Überhaupt bemerkte Clara nach und nach beträchtliche Verhaltensunterschiede und erstaunliche soziale Dynamiken: „Es gab einen Fledermausfisch, der auf einem Auge blind war und immer mit dem blinden Auge an der Glaswand entlang geschwommen ist, das sehende Auge war ins Becken gewandt. Wir Taucher hatten den Eindruck, dass andere Fische näher bei ihm schwimmen und ihn vielleicht unterstützen.“ Und dann war da noch Kunibert, der Kugelfisch. „Der Kugelfisch wusste schon, dass er immer separat gefüttert wird. Wenn er Hunger hatte, ist er oft zu einer der Tauchenden geschwommen und stand direkt vor uns und hat uns mit seinen Riesenaugen angeschaut. An anderen Tagen wollte er gar nicht fressen. Manchmal hatte ich das Gefühl, ich musste ihm das Futter richtig aufdrängen“, erinnert sich Clara an den besonders eigenwilligen Fisch.

Clara reflektiert, dass sie als Mensch auf die Tiere schaut, und versucht bewusst, ihre eigenen Gedanken und Gefühle nicht in andere Wesen hineinzulesen. „Natürlich sind Fische, die keine Mimik haben, eine besonders große Projektionsfläche, ein großes Fragezeichen.“ Bei einer Fischart im Aquarium hatte sie das Gefühl, sie sähen unglücklich aus, aber natürlich könnte sie nicht wissen, ob die Fische wirklich trübsinnig waren, sagt sie. Claras epistemische Bescheidenheit, nie zu behaupten, sie wisse, wie ein Fisch fühlt, erinnert an den berühmt gewordenen Aufsatz „Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?“ des amerikanischen Philosophen Thomas Nagel. Nagel argumentiert darin unter anderem, dass sich subjektive mentale Zustände unserer Erfahrung entziehen. Dazu entwirft er ein Gedankenexperiment: Wir sollten uns vorstellen, wie es wohl ist, eine Fledermaus zu sein, durch die Luft zu fliegen, Insekten zu fangen und an den Füßen hängend zu schlafen. Was wir durch Nachdenken bestenfalls erreichen könnten, so Nagel, ist eine Vorstellung davon, wie es sich für uns anfühlen könnte, sich wie Fledermäuse zu verhalten. In der Frage, wie es aber für eine Fledermaus sei, eine Fledermaus zu sein, kämen wir nicht weiter. Unsere Fantasie sei durch unsere eigenen Erfahrungen begrenzt.

Nagel wählt die Fledermaus, da ihr andersartiger Wahrnehmungsapparat mit seinem Echolotsystem uns die Grenzen unserer Vorstellungskraft besonders deutlich zeigt. Er hätte genauso über Fische schreiben können. Denn auch sie besitzen Wahrnehmungsorgane, die uns Menschen fehlen: Fische haben Geschmackszellen über den ganzen Körper verteilt, dank ihres „Seitenliniensystems“ besitzen sie einen Ferntastsinn, der Bewegungen und Druckveränderungen im Wasser registriert. Und das Erdmagnetfeld spüren Fische noch dazu.

Die subjektive Erfahrung eines Fisches ist also denkbar weit von der unsrigen entfernt, die Hürden, sie zu verstehen, außerdentlich hoch. Und auch die Dauer, für die wir in die →

Welt der Fische eintauchen können, ist äußerst begrenzt. Tauchgänge dauern normalerweise nur 40 bis 60 Minuten, jede Sauerstoffflasche ist irgendwann leer. Mit Fischen leben, um sie besser zu verstehen, so wie es die Primatologin Jane Goodall mit den Schimpansen vorgemacht hat? Unmöglich.

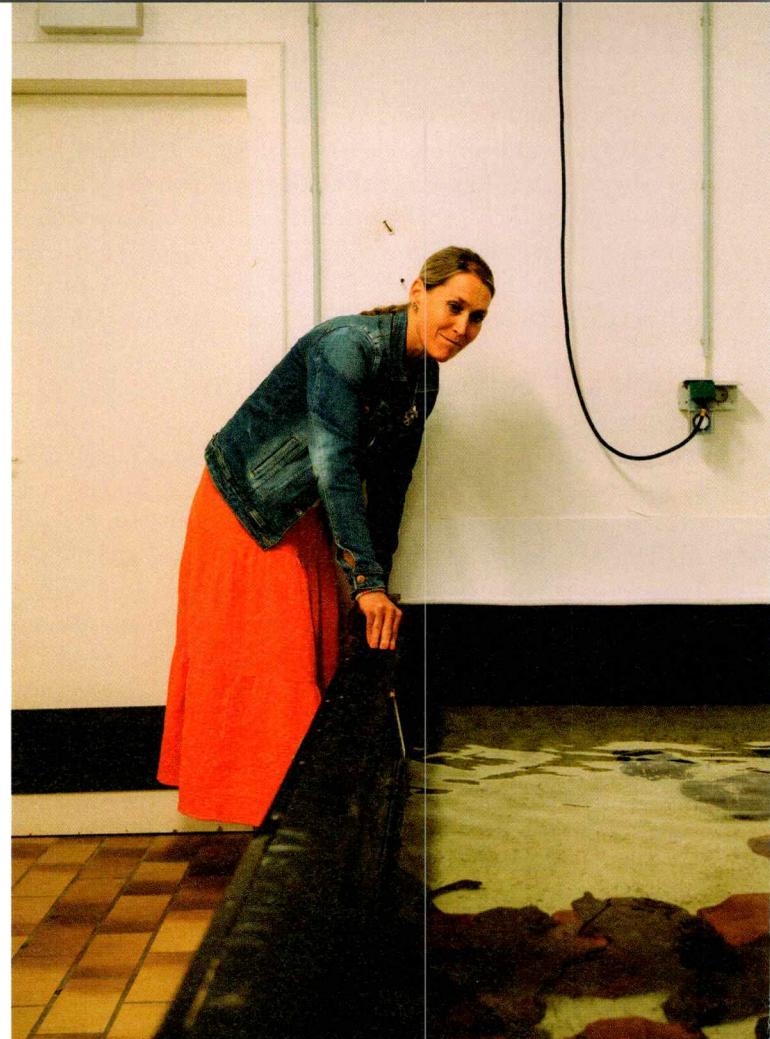
Nur weil unser Zugang zum Bewusstsein anderer Wesen begrenzt sei, dürften wir aber keinesfalls folgern, dass es da kein Bewusstsein gäbe, warnt Nagel. Es sei, schreibt er, „die plumpste Form gedanklicher Unstimmigkeit (...) die Wirklichkeit dessen, was wir niemals beschreiben können (...) zu leugnen.“ Wir sollten also zumindest versuchen, das Denken anderer Tiere zu verstehen, auch wenn wir es nie ganz ergründen werden.

## Unerforschte Minderheiten

Als Zoologin und Neurobiologin für Fischkognition versucht Vera Schlüssel genau das. Ich treffe sie in ihrem Büro an der Universität Bonn. Die Wände sind bis unter die hohen Decken mit wissenschaftlichen Plakaten und Fotografien bedeckt. Haie überall. Viele Bilder hat Vera selbst aufgenommen, bei Forschungsaufenthalten in Australien, den USA und auf den Bahamas. Mit Mitte vierzig ist Vera jung für ihren Professorentitel und ihre Karrierestationen in aller Welt. Aber sie wusste eben früh, dass sie genau das werden wollte, was sie heute ist: eine von weltweit nur einer Handvoll Experten für das Verhalten von Haien. „Es waren immer die Haie“, sagt sie ganz bestimmt, „die älteste Erinnerung, die ich in meinem Leben habe, ist, dass ich auf den Schultern meines Vaters sitze und wir einen Wanderzirkus besuchen. Dort gab es verschiedene Wagen und in einem davon war ein Aquarium mit drei Ammenhaien. Und dann stieg eine Frau im Bikini in das Becken und schwamm mit ihnen. Da habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als das auch zu tun.“ Ob ihr Haie mit ihrem starren Blick nie unheimlich waren, frage ich. Vera verneint sofort: Sie empfand nur riesige Faszination.

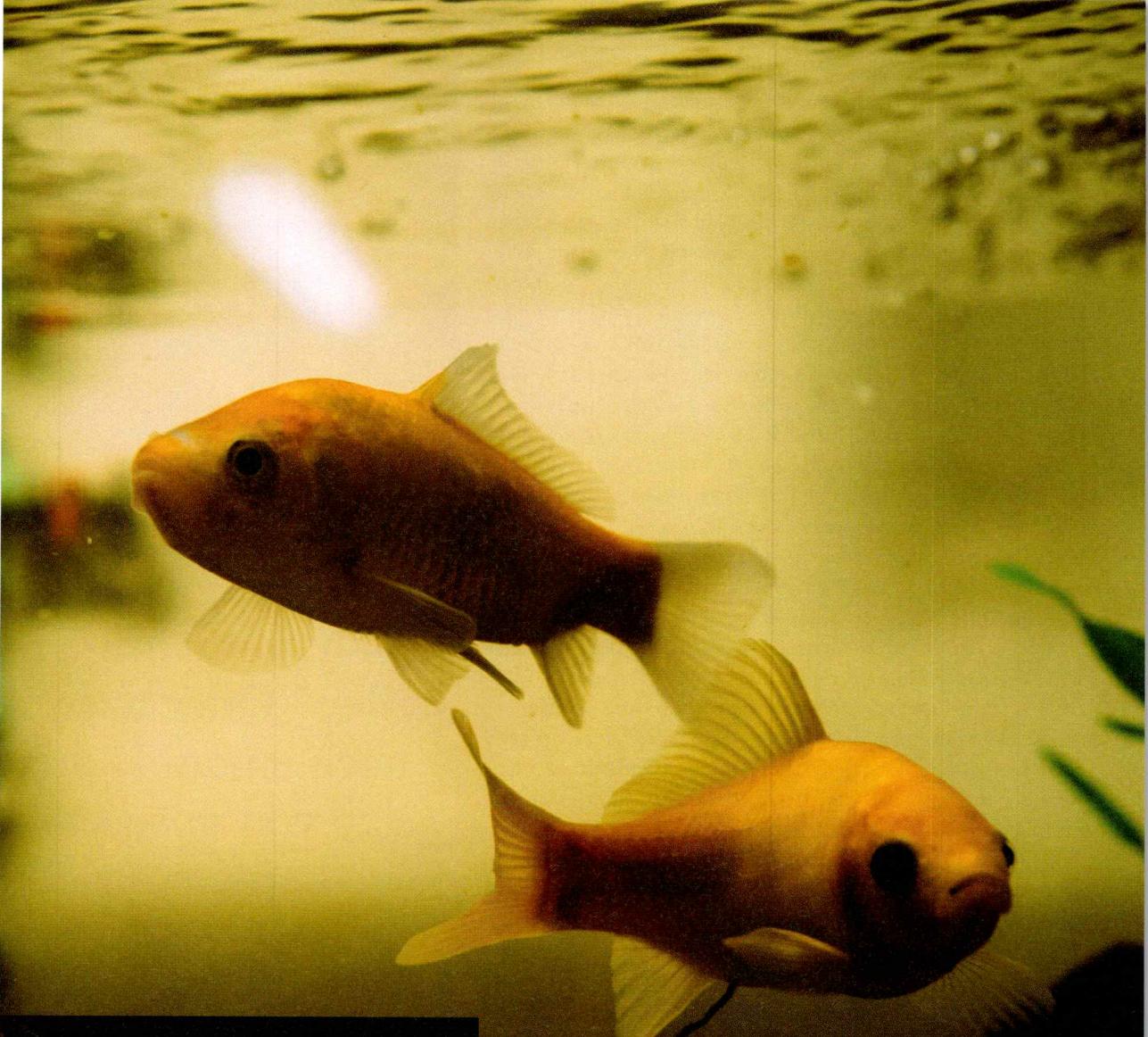
Mit der Zeit weitete Vera diese Begeisterung auf Rochen aus, die zusammen mit Haien und Seekatzen die Klasse der sogenannten Knorpelfische bilden und gegenüber den Knochenfischen eine kleine, relativ unerforschte Minderheit darstellen. Mittlerweile habe sie die Rochen fast noch mehr ins Herz geschlossen, sagt Vera, weil sie so besonders neugierig und kooperativ seien. Sie führt mich in einen benachbarten Trakt des Instituts für Zoologie, in dem die Tiere leben. Vera hebt den Deckel des großen, flachen Rochenbeckens an und beugt sich zu den Tieren herunter: „Na, ihr Kleinen!“ Ungeachtet des giftigen Stachels hält sie ihre Hand ins Wasser. Sofort kommen die braun-getüpfelten Rochen herangeschwommen. Sie strecken sich am Beckenrand hoch, so weit, dass ihre gelblichen, reptilienartigen Augen aus dem Wasser herausschauen. Kaum zu leugnen, dass die Rochen die Forscherin, die jahrelang mit ihnen gearbeitet hat, erkennen. Für mich, den unbekannten Besuch, bringen sie weniger Begeisterung auf.

In einer kürzlich veröffentlichten Studie zeigten Veras Rochen, zu welchen unglaublichen Leistungen sie fähig sind: Die Tiere lernten im Zahlenraum von Eins bis Fünf, Eins zu subtrahieren und zu addieren. Dazu wurden die Rochen in ein Y-förmiges



In einer Studie zeigte sich, dass Rochen in einem kleinen Zahlenraum Eins subtrahieren und addieren können

Aquarium gesetzt, in dessen Mittelpunkt ein Bild mit einer bestimmten Anzahl geometrischer Formen gezeigt wurde, also zum Beispiel drei Dreiecke. Nun hatten die Rochen die Möglichkeit, in einen der beiden Seitenarme des Aquariums zu schwimmen, an deren Enden je eine korrekte und eine falsche Anzahl Figuren abgebildet war, etwa ein Dreieck auf der einen und vier Dreiecke auf der anderen Seite. Schwammen sie zu den vier Dreiecken, gab es eine Futterbelohnung. Schwammen sie zur falschen Seite, blieb die Belohnung aus, der Versuch wurde wiederholt. So konditionierten Vera und ihr Team die Tiere darauf, die Figuren auf einem ersten Bild zu „zählen“ und anschließend zu dem Bild mit einer um Eins höheren Anzahl Figuren zu schwimmen. Genauso erlernten die Rochen auch die Subtraktionsaufgabe. Am Ende erkannten sie, welche →



Die Zoologin und Neurobiologin Vera Schlüssel erforscht die Kognitionsleistung von Knorpelfischen wie zum Beispiel Rochen oder Bambushaien

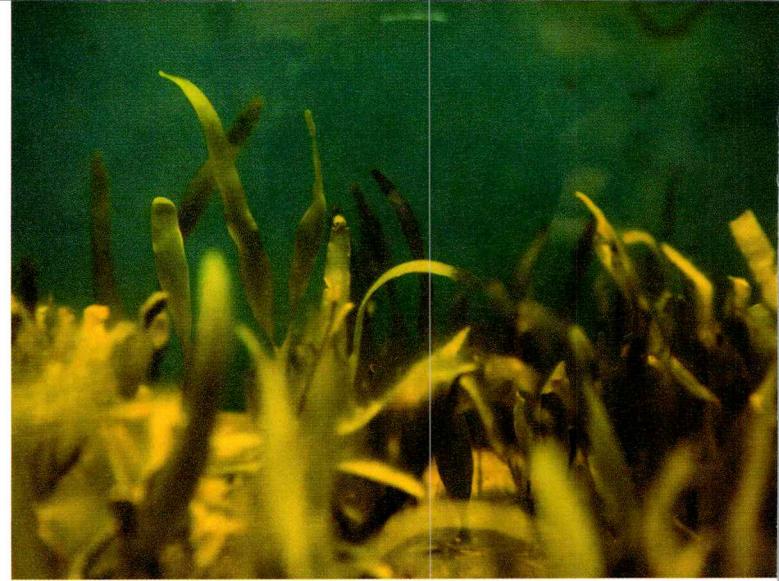
der beiden „Rechenoperationen“ gefragt war, je nachdem, ob ihnen gelbe (Subtraktion) oder blaue Figuren (Addition) gezeigt wurden.

Nach Veröffentlichung dieser erstaunlichen Resultate wurde Vera von Presseanfragen überhäuft. Journalisten wollten vor allem eines wissen: Wozu haben Rochen Rechentalent? Veras ehrliche Antwort: „Ich weiß es nicht.“ Es sei nahliegend, dass Vögel davon profitieren zu wissen, wie viele Eier in ihrem Nest liegen. Aber wozu Rochen ein Verständnis von kleinen Mengenunterschieden brauchen könnten, sei rätselhaft. Es könnte sich um ein Relikt aus früheren Zeiten handeln, schlägt Vera vor, genauso denkbar sei aber, dass die Fische das Mengenverständnis für Aktivitäten benötigen könnten, von denen wir schlicht nichts wissen. In der Studie schreiben Vera und ihre Kollegen, dass man angesichts der rätselhaften Rechenbegabung überlegen sollte, welche Fähigkeiten wir noch an Fischen entdecken könnten, wenn wir ihnen nur die richtigen Fragen stellen würden. Aber was bedeutet es, einem Fisch die richtige Frage zu stellen? Oder anders gefragt, wie sucht man nach einem Denken, das sich von unserem radikal unterscheidet?

„Viele Wissenschaftler sehen den Spiegeltest als Meilenstein der Kognition an. Erkennt sich ein Tier selbst im Spiegel? Dann muss es intelligent sein“, so beschreibt Vera eine gängige Herangehensweise, die sie selbst kritisch sieht. „Da kann man sich mit Blick auf Fische fragen, wie viele reflektierende Oberflächen es denn im Meer gibt und ob ein Fisch sich dort selbst erkennen können muss. Welchen Sinn hat das? Gar keinen!“ Besser also, im ersten Schritt zu beobachten, welche Fähigkeiten ein Tier in seiner je eigenen Lebenswelt benötigt, und anschließend zu erforschen, welche kognitiven Mechanismen dahinterstecken könnten. Für Fische ist es wichtig, blitzschnell zu erkennen, ob sich ihnen ein Raubfisch oder harmloser Pflanzenfresser nähert. In einer Studie untersuchte Vera, ob Fische hierzu womöglich kategoriales Denken nutzen, also ob sie visuelle Eindrücke anhand bestimmter charakteristischer Ähnlichkeiten einordnen. Im Experiment lernten Buntbarsche, Bilder von anderen Fischen und Schnecken zu unterscheiden. Das Erstaunliche: Sobald der Unterschied an einigen Testbildern trainiert wurde, konnten die Buntbarsche auch jedes neue Bild eines Fisches von dem einer Schnecke unterscheiden – ganz egal ob es sich dabei um Zeichnungen oder Fotos von Tieren handelte; „Schneckenhaftes“ und „Fischartiges“ mussten die Buntbarsche in den Bildern also erkannt und kategorisiert haben.

Von Intelligenz will Vera trotz dieser beachtlichen Leistungen nicht unbedingt sprechen. Es sei ein schwieriger Begriff, der für unseren Umgang mit Fischen gar nicht so bedeutsam sei, findet Vera. Natürlich seien Menschen bedeutend intelligenter als Tiere, die viele menschliche Fähigkeiten nicht besitzen. „Aber das heißt sicherlich nicht, dass man sie respektlos behandeln darf oder sie nichts wert sind!“, fügt sie entschieden hinzu. Respektvoll behandeln müsse man jedes Tier ungeachtet seiner Intelligenz.

Auch die Philosophin Martha Nussbaum fordert, den moralischen Wert der Tiere nicht daran zu bemessen, ob sie gewisse menschenähnliche Talente hätten. „Der Maßstab der



## Was bedeutet es, einem Fisch die richtige Frage zu stellen? Oder wie sucht man nach einem Denken, das sich von unserem radikal unterscheidet?

Menschenähnlichkeit ergibt aus der Perspektive eines Pferdes oder eines Wales keinen Sinn“, schreibt die Professorin für Rechtswissenschaften und Ethik der University of Chicago. Ihr Gegenvorschlag: Moralische Verpflichtungen sollten sich allein darauf gründen, dass Menschen und Tiere existenzielle Grundgegebenheiten teilen würden. Sie empfinden Leid und Freude und sie versuchen zu überleben und sich dabei ihren artspezifischen Anlagen gemäß zu entfalten. Zentral ist für sie das „Streben“ der Tiere, ihre aktive Bemühung, das bestmögliche Leben zu führen. Für Nussbaum würde der Fisch nicht weniger danach streben, ein gutes Fischleben zu führen, als der Mensch danach strebt, ein gutes Menschenleben zu führen. Beide dürften wir in ihrem Streben nicht hindern.

## Entfaltung natürlicher Begabungen

Die Lebensweise verschiedener Tiere zu erforschen, ist nach Nussbaums sogenanntem „Fähigkeitenansatz“ dennoch äußerst wichtig. Artspezifische Verhaltensweisen würden unsere Pflichten gegenüber Tieren zwar nicht begründen, wohl aber ihren Umfang bestimmen. Das heißt, laut Nussbaum sind wir moralisch nicht nur dazu verpflichtet, Tieren Leid zu ersparen, sondern dürfen sie auch nicht an der Entfaltung ihrer natürlichen Begabungen hindern. Demnach wäre es zum Beispiel verboten, Exemplare einer geselligen Fischart alleine zu halten,

da sie dann ihre sozialen Fähigkeiten nicht entwickeln könnten. Wenn es nach Nussbaum ginge, wäre die Ausübung angeborener Talente von Tier und Mensch außerdem juristisch geschützt. Nun hält Martha Nussbaum aber ausgerechnet Knorpelfische wie Haie für einen Sonderfall. Sie vermutet, Haie würden kein Leiden empfinden, da ihre Gehirne anders aufgebaut sind als die von Knochenfischen. Haien fehlten Schmerzrezeptoren, mutmaßt sie und zieht damit wieder die scharfe Trennlinie zwischen moralisch relevantem und irrelevantem Leben, die sie doch eigentlich überwinden wollte.

Vera hält das für wenig überzeugend. Zum einen zeigen die Fische Schmerzverhalten. Ein kranker oder verletzter Fisch zieht sich zurück, bis er sich erholt hat. Zum anderen gibt sie zu bedenken, dass Schmerz „biologisch wertvoll“ sei. Schmerzempfinden bewegt Tiere zu überlebenswichtigem Verhalten, wie etwa sich zu schonen, wenn sie es müssen, oder sich vor der Ursache einer schmerzhaften Erfahrung in Zukunft in Acht zu nehmen. Schmerz und wahrscheinlich auch sein Gegenstück, das Wohlbefinden, sind also nützliche Mechanismen, die im Tierreich sehr weit verbreitet sein dürften.

Und überhaupt, merkt Vera Schlüssel an, würden anatomische Unterschiede zwischen den Gehirnen von Fischen und Menschen weniger Rückschlüsse auf ihre Fähigkeiten zulassen, als oft gedacht: „Ein Gehirn kann das leisten, was es muss, damit es dem Tier gut geht.“ Das Prinzip, das dieser Überlegung unterliegt, wird in der Philosophie auch als „multiple Realisierbarkeit“ bezeichnet. Geprägt hat den Begriff Hilary Putnam, eine der einflussreichsten Stimmen in der Philosophie des Geistes im späten 20. Jahrhundert. Putnam argumentiert damit gegen die in den 1950er-Jahren populäre „Identitätstheorie“. Diese besagt, dass mentale Zustände, also zum Beispiel Schmerzempfinden, mit Gehirnzuständen identisch seien. Demnach sei Schmerz nichts weiter als die Aktivierung bestimmter Nervenfasern im Gehirn. Putnam hegte daran Zweifel. Er schlug vor, dass Geisteszustände multipel realisierbar seien, das heißt, dass sie auf unterschiedliche Arten und aus den verschiedensten physischen Strukturen entstehen können. Diese Intuition lässt sich an einem Gedankenexperiment verdeutlichen: Stellen wir uns einen Alien vor, dessen Gehirn ganz aus Silikon besteht. Wenn die Identitätstheorie recht behielte, müssten wir ungethakt jeglichen Verhaltens dieses Aliens sagen, dass er keine Schmerzen empfinden könne, da seinem Gehirn die entsprechenden Nervenfasern fehlten. Das erscheint unplausibel und genauso, schreibt Putnam, sei es auch absurd, kategorisch auszuschließen, dass andere Tiere Schmerzen spüren, weil sie anders aufgebaute Gehirne besitzen als Menschen. Es sei schließlich vorstellbar, dass auch eine andere Art von Nervenfasern oder ein anderes Hirnareal diese überlebenswichtige biologische Funktion leistet.

Nun könnte man die Idee der multiplen Realisierbarkeit im Fall der Fische noch weitertreiben und sich fragen, ob es nicht manchmal sogar eine Gruppe an Fischen ist, die Denkprozesse umsetzt – ob also der Schwarm denkt. Schwarmfische verfügen nämlich gemeinsam über Wahrnehmungskapazitäten, die denen eines jeden Individuums weit überlegen sind. So kann der

Schwarm leichter Nahrung aufspüren, ohne dabei selbst zur Nahrung zu werden. Zweitausend Augen sehen mehr als zwei. Und in der Tat scheinen Schwarmfische nicht nur wahrzunehmen und zu agieren wie ein großer Organismus, manche Verhaltensforscher sprechen sogar davon, dass die einzelnen Fische im Schwarm analog zu den Nervenzellen eines Gehirns fungieren würden. Die Prinzipien des Zusammenspiels seien überraschend ähnlich: Um einen ganzen Schwarm zum Richtungswechsel zu bewegen, braucht es zum Beispiel eine Verhaltensänderung mehrerer Fische. Erst wenn eine kritische Masse erreicht ist, folgt den ersten Abweichlern der ganze Rest. Analog dazu wird ein neuronales Signal im Gehirn nur dann weitergeleitet, wenn es einen gewissen Schwellenwert erreicht, wenn also zum Beispiel mehrere Nervenzellen synchron aktiviert sind.

## Staunend verstehen

Entsteht Denken also erst im Fisch-Kollektiv? Eher sieht es danach aus, als wäre die Schwarmintelligenz nur deshalb möglich, weil Fische als Individuen eine hohe Wachsamkeit und Reaktionsgeschwindigkeit besitzen. Außerdem kommt die Analogie von Schwarm und Gehirn spätestens dann an ihre Grenzen, wenn wir uns fragen, wie wir Fische denn nun behandeln sollten. Denn einem Schwarm moralischen Status und womöglich sogar Rechte einzuräumen, scheint schwer vereinbar damit, wie wir über Gerechtigkeit und Moral nachdenken. Auch Nussbaum schreibt, ihr Fähigkeitenansatz nähme zwar die spezifischen Talente einer ganzen Tierart in den Blick, fordere aber dennoch Gerechtigkeit für jedes Individuum.

Nussbaum schlägt vor, dass ausgerechnet Aristoteles, der die Tiere auf der Leiter der Natur dem Menschen unterstellt, uns auch eine andere Perspektive auf Tiere bietet: nämlich die des Staunens. Für Aristoteles wird Staunen dadurch ausgelöst, dass wir etwas beobachten, das wir nicht verstehen: Wir sind fasziniert, aber auch ratlos. Dieses Gefühl würden wir verspüren, wenn wir die Bewegungen anderer Tiere beobachten, so Aristoteles. Staunen, meinte der Philosoph, würde uns neugierig machen und daher einen wichtigen Beitrag zu unserem Wissensgewinn leisten. Nussbaum glaubt, dass überwältigtes Staunen uns auch dazu bewegen kann, Mitgefühl mit Tieren zu haben – nicht weil sie uns ähnlich sind, sondern weil wir sie gerade in ihrer Andersartigkeit einfach nur bewundern können.

Claras und Veras Erfahrungen mit Fischen sind beide von tiefem Staunen geprägt. Ob durch Beobachtung oder Experimente, die Taucherin und die Wissenschaftlerin sind Fischen nähergekommen, haben dabei aber auch die Grenze ihres Verstehens kennengelernt. Die Taucherin weiß nicht, wann die Fische im Aquarium traurig sind. Die Zoologin weiß nicht, warum Rochen ein Gespür für Zahlen haben. Einen besonderen Respekt für diese mysteriösen Tiere haben beide umso mehr. Und tatsächlich, erzählt mir Clara, sei der Tauchverein der vielleicht einzige Ort, an dem man moralisch überzeugte Carnitarier treffe, das Gegenteil der Pescetarier. So gestand ihr ein anderer Taucher einmal, auf Fleisch würde er ungern verzichten, aber Fisch? „Ich ess doch meine Kollegen nicht!“

# Warum sind wir so verspielt?

Ob Volleyball am Strand oder Boccia im Park – unsere Lust am Spiel ist keine Frage des Alters, wohl aber eine der Philosophie. Drei Gedanken dazu, woher der Spieltrieb kommt

Von Antonia Siebeck / Fotos von Karolina Wojtas

Weil wir nur  
spielend das  
Schöne erreichen  
**Friedrich Schiller**  
(1759–1805)

Schiller zufolge ist der Mensch „nur da ganz Mensch, wo er spielt“ – und damit auf die Freiheit im Spiel angewiesen. In ihr sieht Schiller die Möglichkeit, die gegenläufigen Triebe, die in uns wohnen, zu vereinen. So ist der Mensch zwischen dem Reich der Sinne und dem der Vernunft, zwischen dem lustvollen Erlebnis und der maßregelnden Ordnung hin- und hergerissen. Er bedarf deshalb einer vermittelnden Instanz, um seine Vollendung (*humanitas*) zu erreichen. Dem spielerischen Trieb gelingt dies, indem er einen regelgeleiteten, doch nicht einschränkenden Raum schafft, der von der Einbildungskraft getragen ist. Es ist naheliegend, hier an das künstlerische Spiel, zum Beispiel im Theater, zu denken. Denn nach Schiller ist wahre Freiheit nur durch das Schöne zu erreichen. Das Spiel dient so als existenzieller Anker des Ästhetischen.



## Weil unsere Kultur im Spiel wurzelt **Johan Huizinga**

(1872–1945)

Mit Huizingas Begriff des „Homo ludens“, dem spielenden Menschen, wird die unterhaltsame Aktivität als zentraler Bestandteil unseres Lebens anerkannt. Er begreift das Spiel als Vorläufer der menschlichen Kultur, als gestalterische Kraft kultureller Erscheinungsformen. Das Spiel ist eine zeitweilige, klar geregelte Entzagung der gelebten Gewohnheit. In den zahlreichen Überresten des Spiels in der modernen Kultur tritt seine soziale Funktion noch heute zutage – sei es in Form von Rituale, die uns in bestimmte Rollen und zugleich in eine andere Welt eintreten lassen, oder gar in Form eines Gerichtsprozesses, der durch den rhetorischen Schlagabtausch Ähnlichkeit mit dem spielerischen Wettstreit besitzt.



## Weil uns die Arbeit zum Spielen drängt **Hannah Arendt**

(1906–1975)

Nach Arendt sind wir als „Animal laborans“, als arbeitendes Tier, zum ewigen Kreislauf aus Produktion und Konsum verdammt. Um ihn zu erhalten, müssen wir unsere überschüssige Kraft und freie Zeit spielerisch verbringen. Das Spiel nämlich ist nach Arendt auf die Vernichtung produzierter Güter angelegt; man denke an das Gaming, an Computer- und Videospiele, die unsere Aufmerksamkeit binden und stets

neuen Bedarf hervorbringen, sobald ein Spieltrend in der Versenkung verschwindet. So verhindert das Spiel zugleich das Handeln, das Gestalten des politischen Raums, das uns erst zum Menschen macht. Stattdessen vergnügen wir uns in einer kurzlebigen Massenkultur, bei dem Konsum eines Fußballspiels oder im Café – um dann, scheinbar regeneriert, den Arbeitstrott von Neuem zu durchleben.

# UNTER UNS – Alltag neu denken mit Wolfram Eilenberger

## Folge 24: Die Sache mit dem Akku

Der Mensch und sein Smartphone, eine innige Beziehung, insbesondere energetisch gesehen. Aus ihr lässt sich fürs Leben lernen – gerade bei abnehmender Batterie

Illustration von Joni Majer

Mein Akku macht schlapp. Und das ist zunächst nicht metaphorisch gemeint. Wenn gleich es für einen Mann von 50 Jahren praktisch unmöglich bleibt, nicht eine tiefe, geradezu identifikatorische Empathie mit dem Zustand eben jenes Energiespeichers im eigenen Handy zu entwickeln, dessen unleugbares und sich wöchentlich intensivierendes Schwächeln ihm den Vollzug selbst elementarster Alltagsverrichtungen verkompliziert und absehbar verunmöglichen wird.

Er braucht jetzt einfach viel länger, um voll aufzuladen. Bewältigt gerade unter Hochbelastung kaum noch die Hälfte des einstigen Pensums. Und schaltet – fast stoppt mir das Herz, es niederzuschreiben – sich bisweilen gar abrupt ab, obwohl die Anzeige noch 19 Prozent Restenergie vermeldet und der Stromsparmodus lange aktiviert ist.

Was tun, wie sich am besten einstellen, nun, da im Zeichen unwiderruflich schwindender Kräfte jede weitere Reise zum kritischen Abenteuer, jede wirklich energieintensive Interaktion zum abbruchgefährdeten Wagnis, jedes musisch-spielerische Verweilen unter energiebegrenzten Hastdruck gerät?

Schon beobachte ich mich dabei, wie ich in den frühen Morgenstunden des altersbedingten Wachgrübelns kritische iPhone-Szenarien en détail durchspiele, mentale Karten für Steckdosen und Auflademöglichkeiten in näherer wie ferner Umgebung anlege und ganz allgemein in den Modus einer geschärften, proaktiven Wachsamkeit für meine technisch durchdrungenen Welten eingetreten bin. Philosophisch ließe sich gar von einer neu gewonnenen Haltung regenerativer Sorge sprechen: Kein Verbrauch versteht sich mehr von selbst. Jede einzelne Aktion kostet Zeit, also Energie – und beide werden, wie die Dinge liegen, knapp und immer knapper zuhanden sein.



Dabei will ich für technologische Lösungen offen bleiben. Jüngst kam es gar dazu, ein bisher brachliegendes Bonus-Punkte-Programm (als paradox belohnende Folge meines zu hohen Mobilitätswillens) zu aktivieren, um mir in Gestalt einer 9000-Punkte-Prämie erstmals im Leben eine Powerbank als mobilen, externen Energiespeicher zuzulegen. Durchaus analog den Notnüssen, die ich seit meiner Ernährungsumstellung stetig im Rucksack mitführe, falls es hungertechnisch dann doch mal in den roten Bereich geht.

Natürlich weiß ich, was auch Sie spätestens seit dem zweiten Satz dieses Textes denken: Mensch, dann kauf dir doch einfach ein neues Handy, oder tausche wenigstens den lahmen Akku aus! Aber nein, das geht jetzt nicht mehr. Dafür ist unser Bund mittlerweile viel zu eng. Wir ziehen das jetzt gemeinsam durch, mein Akku und ich, gestalten die verbleibende Zeit möglichst kreativ, bis dass ein letztes frohes Flackern uns vom Netz aller Dinge scheiden wird. Endlichkeit bejahen – und zwar in allen energetischen Dingen –, bestand darin nicht von je das eigentliche Ziel des Philosophierens? Und kennt da nicht jede Epoche ihre eigenen Versöhnungstechniken? Der schwachelnde Akku als sanfter Weisheitslehrer hin zu einem fundamental gewandelten Weltverhältnis. Für mich. Für uns alle. Schön wäre es. /



### Wolfram Eilenberger

Der promovierte Philosoph ist Autor zahlreicher Sachbücher. Nach seinen Bestsellern „Zeit der Zauberer“ und „Feuer der Freiheit“ (Klett-Cotta, 2018 und 2020) ist 2021 sein Buch „Das Ruhrgebiet. Versuch einer Liebeserklärung“ im Tropen Verlag erschienen. Eilenberger moderiert die „Sternstunde Philosophie“ im Schweizer Fernsehen und war bis 2017 Chefredakteur des Philosophie Magazins



# Alles wird gut

## Zur Dialektik der Hoffnung

Was dürfen wir hoffen? Immanuel Kants berühmte Frage müsste heute umformuliert werden: Dürfen wir überhaupt noch hoffen? Hoffnung war immer schon ein zweischneidiges Schwert. Hoffnung ist das, was bleibt, wenn nichts mehr getan werden kann. Hoffnung ist das Einverständnis eines Scheiterns, das nur noch auf das Unverfügbarer setzen kann: auf ein Wunder. Hoffnung ist aber auch das, was uns in finsternen Zeiten aufrecht hält und an eine Zukunft glauben lässt. Wie begründet unsere Hoffnungen sind oder ob sie uns in die Irre leiten und zu einem falschen, getrübten Blick auf die Welt führen, ist deshalb Gegenstand heftiger Debatten. Alles wird gut. Ob dieser Satz seine Berechtigung hat oder ironisch verstanden werden muss – darüber werden beim 26. Philosophicum Lech Vortragende aus Philosophie, Sozial- und Kulturwissenschaften und benachbarten Disziplinen referieren und mit dem Publikum diskutieren.

### Vergabe von 20. Stipendien an Studierende

Studierende können sich noch bis zum 10. Juli für 20 Stipendien bewerben, die u. a. mit Unterstützung der Hilti Foundation, von Die Presse und dem Philosophicum Lech vergeben werden und zur kostenlosen Teilnahme berechtigen.

**Für das Philosophicum Lech 2023 gibt es noch Restplätze, für die eine baldige Online-Anmeldung empfohlen wird.**

### Veranstalter

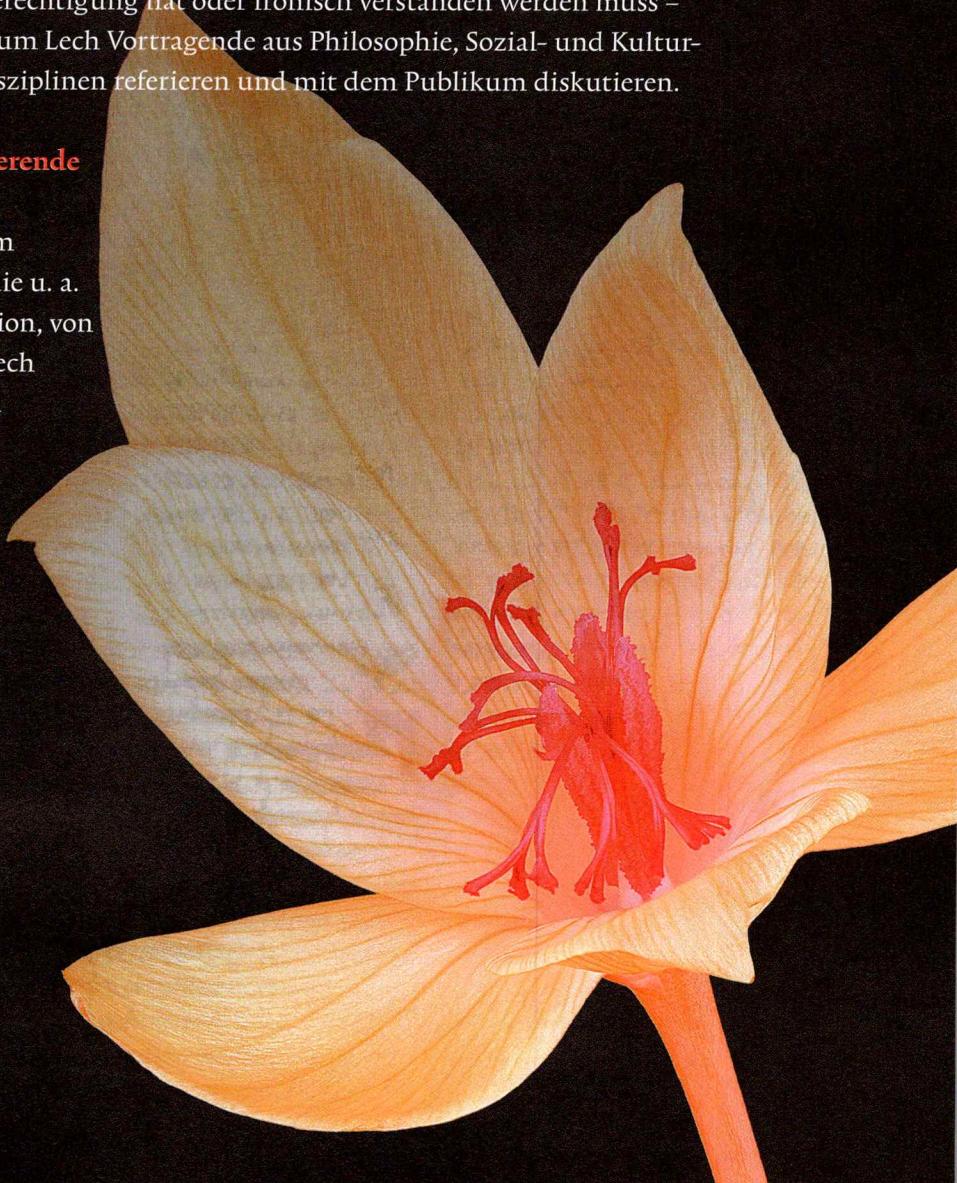
Verein Philosophicum Lech  
Gemeinde Lech am Arlberg

### Anmeldung

[www.philosophicum.com](http://www.philosophicum.com)

### Information

T +43 5583 2213 671  
[info@philosophicum.com](mailto:info@philosophicum.com)





# Woher kommt der Lebensschwung?

Oft fühlt sich das Leben schwer, starr oder flach an. Woher kommt der Schwung, der solche Zustände durchbricht? Brauchen wir einen Anstoß von außen oder Zugang zu verschütteten Energien? Was macht uns lebendig, lässt uns **Ja sagen** zur Existenz?

## 48 **Intro**

Existenzieller Überschuss  
Von Svenja Flaßpöhler

## 50 **Mein Schwung**

Fünf Menschen im Porträt  
Mit einem Kommentar von Michael Hampe

## 56 **Essay**

Pendeln statt Wachsen!  
Von Dominik Erhard

## 58 **Historischer Überblick**

Der Ursprung der Lebendigkeit  
Von Dominik Erhard, Theresa Schouwink, Antonia Siebeck und Friedrich Weißbach

## 64 **Perspektive**

Schwingen lernen  
Von Kilian Thomas

Von Svenja Fläßpöhler

## Lebensschwung, das klingt so leicht.

Nach Freude, Glück, Unbeschwertheit. Nach einer lebendigen Existenz, die sich der Welt achtsam und offen zuwendet. Nach Freiheit. Sinnlichkeit. Authentizität. Vielleicht auch nach ... Kitsch? Tatsächlich lädt der Begriff aufgrund seiner poetischen Schönheit ein wenig dazu ein, ihn mit Zuckerguss zu überziehen. Man hat ihn ja förmlich vor Augen, diesen lebensbeschwingten Menschen, der frühmorgens den Rosenduft auf seinem mit Liebe gestalteten Balkon einsaugt, um dann den ganzen Tag lächelnd durch den Tag zu schweben. Wer, bitte schön, so mögen Sie sich fragen, lebt denn so? Ja, es könnte sogar sein, dass manche Menschen das Wort „Lebensschwung“ eher als Zuzumutung empfinden, weil es aus ihrer Sicht keine Leichtigkeit, sondern Druck erzeugt. Genauer gesagt: Glücksdruck. Wer unter Antriebslosigkeit, Müdigkeit und depressiven Verstimmungen leidet, muss immense Kräfte aufwenden, um nur für das Allernotwendigste zu sorgen. Die Nachbarin, die ihren Balkon mit Liebe gestaltet, wirkt da eher wie ein stiller Vorwurf.

Und vielleicht kennen Sie dieses Grundgefühl ja auch: Man lebt, aber man ist nicht lebendig. Lebendigkeit, das meint mehr als nur die rein biologische Existenz. Wer lebendig ist, besitzt innere Beweglichkeit und einen Kontakt zu eben jenem geheimnisvollen Etwas, das schnell nach süßer Soße klingt, aber in Wahrheit eines der größten existenziellen Rätsel adressiert: Wie ist zu erklären, dass ein Wesen überhaupt das Sein dem Nichts vorzieht? Dass es also leben und nicht sterben will? Für den Menschen stellt sich diese Frage in aller Drastik, immerhin weiß er, dass er irgendwann ohnehin tot sein wird; ja, er ist sogar in der Lage, diesen Zustand eigenhändig herbeizuführen. Darüber hinaus steht er – anders als Tiere – in beständigem Konflikt mit kulturellen Restriktionen, die ihm unmittelbare Lustbefriedigung versagen. Ob Sex, Durst oder Hunger: Wo das Tier seinem Instinkt

folgt, muss der Mensch seinen Intellekt einschalten, ein Zwang zur Distanznahme, die uns von unverstellter Lust – was auch immer das sein mag – entfernt.

Was also lässt uns die Komplexität des Lebens annehmen, sie gar emphatisch bejahren? Die philosophischen Antworten auf diese Frage sind vielfältig und reichen von Heraklit über Spinoza bis hin zu Hartmut Rosa (vgl. den Historischen Überblick, S. 58). Ganz grundsätzlich aber scheint eines klar zu sein: Das Ja zum Leben – die Lebendigkeit – muss mit einem Mehr, mit einem Überschuss zu tun haben. Mit Momenten, die nicht einfach dem biologischen Lebenserhalt dienen, sondern den Sinn der Existenz unmittelbar fühlbar machen (vgl. „Mein Schwung“, S. 50). Was sind das für Momente? Und wie stellen sie sich ein?

Nun, auf einen ersten Blick liegt die Annahme nah, dass eben jene lustbetonte Unmittelbarkeit, die der Kulturmensch zu bändigen hat, der entscheidende Schlüssel ist. Die Sehnsucht nach einer solchen Direktheit geht mitunter so weit, dass man sich dabei ertappt, sein eigenes Haustier zu beneiden: Wie gerne würde man sich spontan faul in der Sonne räkeln wie Katze Mimi, anstatt von einem Termin zum nächsten zu hetzen! In der Tat wird jemand, der den Tag über nur Pflichten erfüllt und seine Lust so lange aufschiebt, bis er sich nicht mehr an sie erinnern kann, kaum je die Leichtigkeit des Lebensschwungs empfinden. Während der Schwung Dynamik braucht, ist ein Dasein, das sich in Arbeit und Pflichterfüllung erschöpft, starr. Nicht umsonst sprach Max Weber in seiner berühmten Schrift „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ vom „stahlharten Gehäuse der Hörigkeit“; Muße und Genuss sind für den sparsamen, auf Akkumulation bedachten Asketen unbedingt zu meiden. Auch zeitgenössische Existzenen sind von dem Glauben, dass das Leben eine Art To-do-Liste sei, alles andere als frei. Man glaubt, die Erlösung kommt, sobald man alle Punkte abgehakt hat, doch die Wachstumslogik, die wir tief verinnerlicht haben, zielt auf kein Ende, sondern ist per definitio nem nach oben hin offen (vgl. den Essay, S. 56).

Das Umgekehrte stimmt allerdings genauso wenig: Wenn es keinerlei verbindliche Regel gäbe, ich also nur an meiner Lust interessiert wäre und nie qua Verstand von unmittelbarer Befriedigung absähe, käme ich ebenfalls nicht ins Schwingen, sondern ich ließe mich hierhin und dorthin treiben, unter Umständen



**Die Lebendigkeit muss mit einem Mehr, mit einem Überschuss zu tun haben. Mit Momenten, die nicht einfach dem biologischen Lebenserhalt dienen, sondern den Sinn der Existenz fühlbar machen**

auch in die Selbstzerstörung. Hier spontan an die sexuelle Revolution zu denken, ist nicht ganz abwegig: Bei dem Versuch, von der Matratze aus den Kapitalismus zu beenden, driftete manch ein Kommunarde Ende der 1960er-Jahre nicht nur in unüberschaubares Beziehungswirrwarr, sondern auch in die Drogen- sucht. Zwar sind wir in Zeiten von #MeToo von sexueller Regellosigkeit eher wieder weiter entfernt. Die digitale, ewig jung gebliebene Single-Existenz des 21. Jahrhunderts aber ist in hohem Maße von der Vorstellung geleitet, dass Fremdbestimmung durch geregelte Arbeitszeiten, eigene Kinder oder bürgerliche Konzepte wie Treue die Freiheit des Ich nur stören.

So stehen sich auch in unserer Zeit zwei Existenz- formen diametral gegenüber: Existenzform Pflicht versus Existenzform Lust. Nicht selten kippt gar ein und derselbe Mensch auf seiner verzweifelten Glücks- suche von einer Form in die andere: Erst legt man sich alle möglichen Regeln auf, Diätregeln, Sport- regeln, Beziehungsregeln, um sie dann – abrupt oder nach und nach, weil die Regeln eben nur äußerlich waren und keinen Anker im Individuum selbst fanden – wieder zu brechen. Ja, mitunter geht diese Kippfigur sogar noch weiter: Bestimmte Lebensregeln werden mit einer solchen Hingabe erfüllt, dass die Pflicht selbst zur Lust wird. Spiegelbildlich wiederum wird die Lusterzeugung mitunter so regelhaft vollzogen (von der Pornografie über Tinder bis hin zum Sternerestaurant finden sich zahlreiche Beispiele), dass ihr ein gewisser Pflichtcharakter, gar Zwang anhaftet. Ein wahrer Teufelskreis! Was also tun?

Der Lebensschwung weist uns einen dritten Weg. Regel und Freiheit, Pflicht und Lust sind in ihm dialek- tisch verschränkt zu einer ganz anderen Existenzweise. So wie das Schwingen einer Schaukel der Rhythmis- k des Hin und Zurück gehorcht und nur so den Mehr- wert der Lust zu erzeugen vermag, ist auch er, der Lebensschwung, ohne eine gewisse Regelhaftigkeit, die sich bereits in Gewohnheiten zeigt, kaum vor- stellbar. Doch ist die Regel nie Selbstzweck. Sie ist es, die der Lebendigkeit dient (vgl. die Perspektive, S. 64). Der Spontaneität und der Lust am Neuen. Geht die Lebendigkeit verloren, ist es höchste Zeit, die Regeln zu ändern. Was das konkret heißt? Und wie sich eine solche Ästhetik der Existenz einüben lässt? Lesen Sie selbst! /

# Mein Schwung

**Es gibt kein Dasein ohne Abgrund. Was hilft uns, die Herausforderungen der Existenz anzunehmen und Schwere in Lebensfreude zu verwandeln? Fünf Menschen erzählen**

**Kommentar von Michael Hampe**



**Michael Hampe** ist Professor für Philosophie an der ETH Zürich. Techniken der Selbst-erkenntnis gehören zu seinen Forschungsschwerpunkten. Bücher zum Thema (u. a.): „Das vollkommene Leben. Vier Meditationen über das Glück“ (Hanser, 2009) und „Weisheit. Neun Versuche“ (gemeinsam mit Kai Marchal, Matthes & Seitz, 2021)

In den Begriffen der Philosophie war das Wort „Leben“ ein wichtiger Spielstein. Hegel etwa benutzte „Leben“ und „Liebe“ als Vorbegriffe zu „Geist“ – für ihn Termini, die Zusammenhänge erfassen, in denen sich Gegensätze vereinigen. Im dialektischen Denken deutet sich schon an, was in der Metapher der Schwung thematisiert wird: Leben bewahrt Widersprüchliches in sich auf und kann gerade deshalb schön sein. Im 19. Jahrhundert bemächtigten sich leider Sozialdarwinisten, die in der lebendigen Natur nur Kampf und Hierarchien sehen wollten (und Kooperation ausblendeten), des Begriffs und unterschieden zwischen höherem, fittem und niederm, unfittem Leben. Heute ahnt man bereits das „unwerte Leben“ der nationalsozialistischen Ideologie in diesem Gerede. Sofern sich „Lebensphilosophen“ teilweise vom Trivialdarwinismus inspirieren ließen, blieb auch an ihnen dieses banal hierarchische und teilweise brutale Denken hängen. Weil im 19. Jahrhundert darüber hinaus Anhänger einer sogenannten „Lebenskraft“ auf verlorenem Posten gegen eine reduktionistische Auffassung des Lebendigen andachten, haben pathetische Bezüge auf Leben inzwischen etwas Zweifelhaftes. Deshalb horcht man auf, wenn vom „Lebensschwung“ die Rede ist.

Doch soweit Gebäude etwas dafür können, dass dumme oder gar grausame Leute in sie einziehen, können Begriffe etwas dafür, dass sie in aufgeblasenen oder gemeinen Gedankengebilden Verwendung finden. In „Lebensschwung“ sollte man nicht mehr sehen als eine heitere Metapher für die Bewegtheit der Exis-

tenz. Erinnern wir uns an Kinderschaukeln, auf denen wir ehemals munter gen Himmel flogen und wieder hinabstürzten, ohne zu fallen! Tatsächlich müssen wir alle in unserem Leben irgendwann einmal zu Boden stürzen. Es gibt kein Leben, das nur heiter schwungvoll ist, scheint mir. Oder wenn es das geben sollte, ist es die glückliche Ausnahme. Aber ebenso ist auch kein Leben ganz ohne Schwung, ohne Bewegungs- und Ausdrucksfreude. Oder wenn es ein solches Leben geben sollte, ist es die traurige Ausnahme.

Oft ist auf das Rhythmische der Lebensprozesse verwiesen worden; wie sich das Herz zusammenzieht und wieder weitet, der Atem die Brust dehnt und wieder aus ihr herausströmt. Das Leben schwingt als organischer Prozess zwischen eng und weit, wie man an den Phänomenologen Hermann Schmitz anknüpfend sagen kann. Vergleichbar schwingen Stimmungen zwischen Zuversicht und Furcht, Heiterkeit und Traurigkeit, manchmal im Einklang mit Rhythmen des Leibes, die auf die äußere Natur reagieren, wenn sich bei Sonnenschein das Gemüt „aufhellt“ und es sich beim Regen „einträgt“. Diese Schwingung zu beobachten, kann Teil des bewussten Lebens sein. Eine solche Aufmerksamkeit auf das Hin und Her in einem selbst und der „äußeren Welt“ hat ihren eigenen Wert, wie die folgenden fünf Geschichten eindrücklich zeigen. Sie kann verhindern, dass Zuversicht und Heiterkeit als selbstverständlich genommen werden und Furcht und Traurigkeit als notwendig erscheinen. Beide kommen und gehen, wie alles auf der Welt.



Amelie Baier (32 Jahre), Sängerin

## „Wenn der Ton frei strömt, bringt er meinen ganzen Körper in Schwingung“

Als Sängerin ist Schwung für mich essenziell, da jeder Ton nichts anderes ist als in Schwingung gebrachte Teilchen im Raum, die durch meinen Atem und die Schwingung meiner Stimmklappen in Bewegung gesetzt werden. Im Unterschied zum Musizieren mit Instrumenten ist das Besondere am Gesang, dass der Klang aus mir kommt. Er ist somit nicht nur etwas sehr Persönliches, sondern geht auch mit einer ganz besonderen Körpererfahrung einher. Wenn der Ton frei strömt, bringt er meinen ganzen Körper in Schwingung, was mich auch in eine Art Trancezustand oder Rausch versetzen kann. Dann gehe ich auf im Klang. Um jedoch in diesen Rausch zu kommen, bedarf es der Kontrolle und Präzision. Es ist wie beim Schaukeln. Nur wenn die Schaukel richtig aufgebaut und sicher

befestigt ist, kann man frei schwingen. Die Sicherung der Sängerin ist ihre Technik, die sie sich durch ein jahrelanges Training erarbeiten muss. Erst wenn man diese beherrscht, kann man in die höchsten Höhen schwingen. In den meisten Fällen musiziert man gemeinsam mit anderen Menschen. Gemeinsam gut zu musizieren, bedeutet zuzuhören, zu spüren, was die anderen machen, darauf zu reagieren und letztlich in einem gemeinsamen Klang aufzugehen. Nicht nur die dafür notwendige Sensibilität für die andere Person, sondern auch der Umstand, dass jede Person in ihrer Einzigartigkeit zum Ausdruck kommt, macht das gemeinsame Singen und Musizieren zu einer gemeinschaftlichen Praxis par excellence.

Kommentar Michael Hampe

## Einheit von Atem und Seele

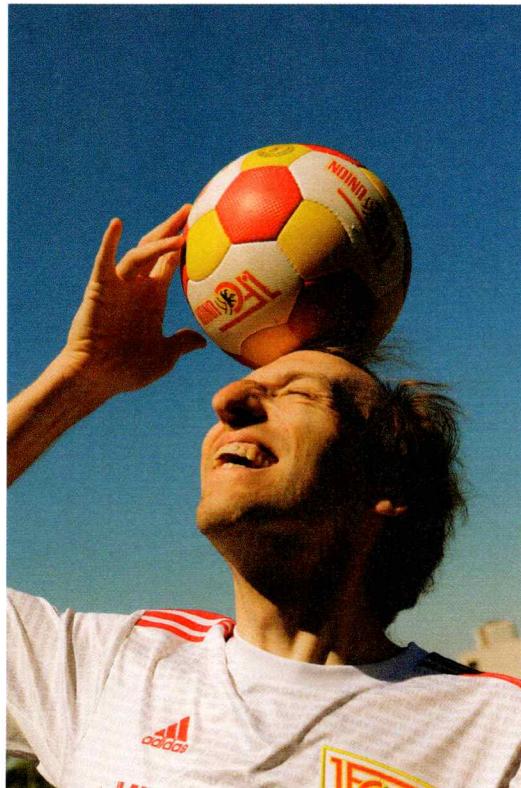
„Atem“ kommt von Sanskrit *ātman* und bedeutet nicht nur „Lebenshauch“, sondern auch „das Selbst“, „die Seele“. Griechisch *psyche* bezeichnet nicht nur den Schmetterling und die Seele, sondern das kühlende Pusten. Solange der Atem geht, ist ein Mensch lebendig. Steht der Atem still, ist man in Gefahr zu sterben. Einen Spiegel vor Mund und Nase einer sterbenden Person zu halten, war einmal der Test, ob jemand noch lebt oder schon sein Leben „ausgehaucht“ hat. Die eigene Stimme erklingen zu lassen, laut, vielleicht melodisch, scheint eine elementare Lebensäußerung, in der feinste Befindlichkeiten öffentlich gemacht werden: Freude, Furcht, Wut, Sehnsucht und viele andere mehr.

Vögel singen, Löwen brüllen, Wölfe heulen, Hunde bellen. Menschen wie Tiere versetzen die Luft um sich herum, die sie vorher eingesogen haben, von Zeit zu Zeit in Schwingung. Im Atem sind Tiere und Menschen im ständigen Dialog mit ihrer Welt. Im gemeinschaftlichen Gesang können sie im Austausch miteinander sein. Die Stimme einer Sängerin kann uns in Bann schlagen, die Schwingungen, die sie erzeugt, können „verzaubern“, eine Stimmung auf uns übertragen: Wir schwingen mit. Der Gesang ist die lebendige Schwingung, mit der wir uns anderen und der Welt mitteilen, ohne etwas zu behaupten.

## Aufgehen in der Menge

Der Trott des Alltags und das Belebende eines Festes: Für viele von uns schwingt die Woche zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen sechs Wochentagen und dem Sonn-, manchmal noch einem Feiertag.

Der Fußballsonntag ist der verlässlich wiederkehrende Tag eines gar nicht so kleinen Festes. Dann können Regeln und Notwendigkeiten von Beruf und Familie für ein paar Stunden abfallen. Man kann sich hemmungslos seinen Affekten, die man sonst in Schach halten muss, und einem Rausch hingeben: dem des Aufgehens in der Menge, der Begeisterung für die Ballkünstler, der Wut auf den Schiedsrichter, vielleicht auch dem des Alkohols. Die Woche und das Jahr schwingen in allen bekannten Kulturen zwischen den „normalen“ Zeiten und den kurzen Ausnahmperioden. Die Exzesse des Karnevals, wie sie etwa der russische Philosoph Michail Bachtin beschrieben hat, das Derbe, Laute, Körpernahe, Unhierarchische, sind eine Gegenstruktur zum geregelten Leben, vor allem in stark hierarchisierten Gesellschaften. Sie machen die Notwendigkeiten des geregelten Lebens erst erträglich, vor allem für diejenigen, denen die Arbeit kaum Freude, nur Last bietet.

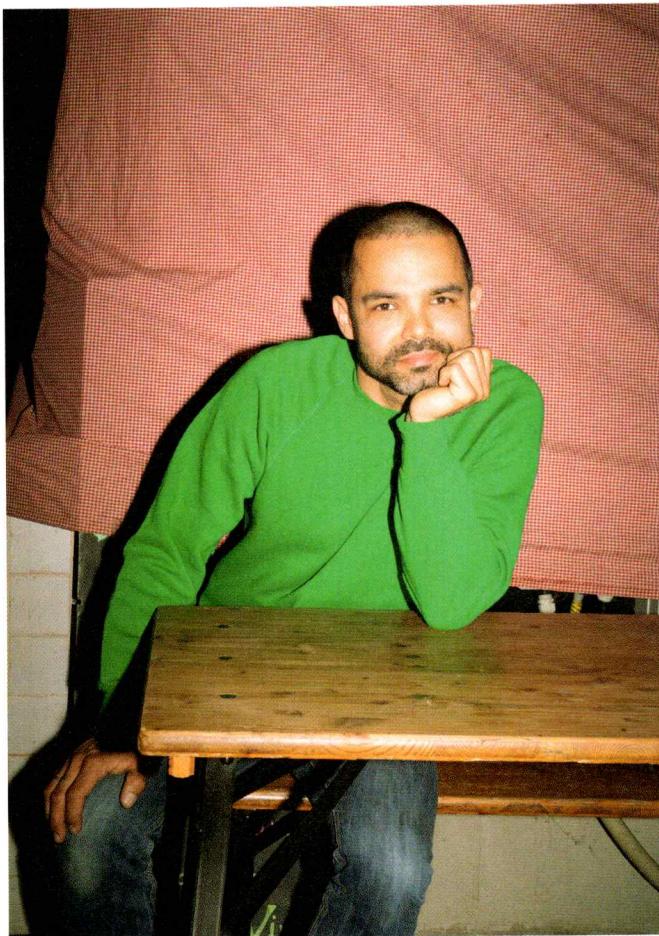


Daniel Roßbach (33 Jahre), Fußballfan

## „Im Stadion kann man Kraft ungeschützt rauslassen“

Was mich an Fußball fasziniert: Dass trotz der an sich simplen Regeln eine hohe taktische Komplexität auf dem Spielfeld entstehen kann. Dieser Leidenschaft des analytischen Zugriffs gehe ich auch in meinem Taktikblog „Eiserne Ketten“ über den FC Union Berlin nach. Allerdings ist das nur einer von vielen Aspekten, weshalb der Sport eine solche Attraktion auf mich ausübt. Ein anderer und sehr entscheidender Punkt ist die Energie, die man freisetzen kann, wenn man im Stadion seine Mannschaft mit aller Kraft anfeuert. Natürlich können hier auch aggressive Aspekte mitschwingen, doch ist richtig gerichtete Aggressivität ja auch per se nichts Schlechtes. Im Gegenteil glaube ich, dass das Stadion als Ort mit seinen ganz bestimmten Regeln einer der wenigen Räume ist, an

denen man so viel Kraft so ungeschützt rauslassen kann. Dabei gibt es natürlich auch Grenzen, aber nicht dieselben wie in anderen sozialen Kontexten. Ob das gelingt, ist für meine Stimmung nicht nur während des Spiels, sondern auch an den Tagen danach ganz entscheidend. Die Momente auf der Tribüne, der Spirit der Fans und der Mannschaft begleiten mich – im Guten wie im Schlechten. Warum das so ist, lässt sich vielleicht am besten mit der Fan-Hymne „Eisernes Lied“ von Sporti ausdrücken: „Nichts kann mich so von meinen Sorgen befreien, / hier gehör ich hin, hier kann ich fluchen und auch schreien, / alles andere ist egal, hier kann ich was ich bin sein, / denn das ist unsere Stadt, denn das ist unser Verein.“



Amir Crnkić (38 Jahre), Koch und Berater für die Gemeinschaftsgastronomie

## „Gutes Essen schafft einen Moment der Fülle“

Beschwingt uns gutes Essen? Man könnte sagen, dass jede Nahrungsaufnahme, insoweit sie lebenswichtige Nährstoffe liefert, einen gewissen Antrieb schafft. Da würde ich aber noch nicht von Schwung sprechen. Vieles von dem, was auf dem Teller landet, basiert auf schlechten Zutaten (Tomaten ohne Aroma), ist nicht gut zubereitet (zerkocht) oder geschmacklich eindimensional (überzuckerte Speisen). Solches Essen bleibt fad und lässt uns durch den Tag kommen oder gibt uns einen kurzen Rausch und lässt uns überdrehen, aber nicht schwingen. Gutes Essen erreicht das richtige Zusammenspiel aus Geschmack, Textur und Optik. Das muss nicht kompliziert sein. Es kann sich schon durch die richtige Kombination ergeben: Nehmen wir eine Pita, eine blätterteigartige Schnecke,

gefüllt zum Beispiel mit Käse oder Hackfleisch (was man hier als Börek kennt). Pita ist bosnische Hausmannskost. Aber wenn der Teig fein und frisch zubereitet ist, man zur deftigen Pita einen kühlen, sauren Joghurt und knackigen Salat serviert, dann ist das ein Genuss. Oft geht es beim Kochen darum, durch die richtige Technik den Reichtum der Geschmäcker, die in Zutaten stecken, herauszukitzeln, in die richtige Balance zu bringen und diverse Texturen zu kombinieren. Gutes Essen spricht alle unsere Sinne an und schafft einen Moment der Fülle. Das ist ein bisschen wie kaltes Duschen, der Körper wird durch Geschmäcker und Gerüche belebt, man fühlt sich beschwingt.

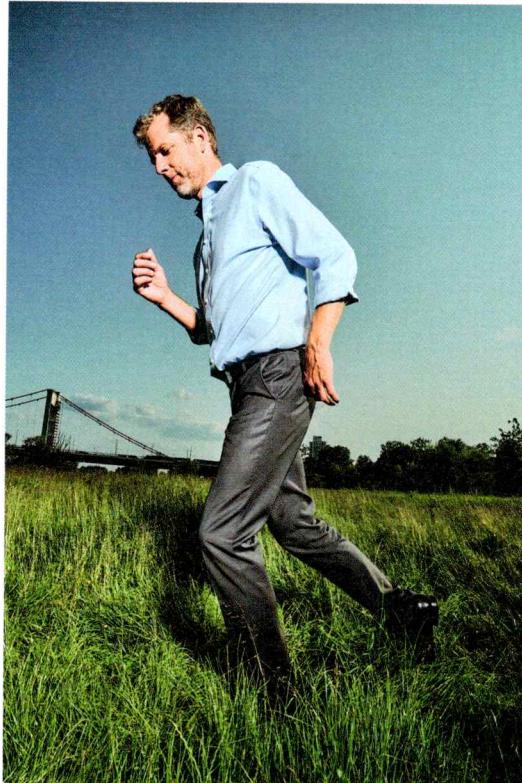
Kommentar Michael Hampe

## Rhythmische Komposition

Nicht nur Nerven pulsieren, nicht nur der Atem und das Herz schwingen zwischen Weite und Enge, auch unser Magen und der ganze Verdauungstrakt sind in einer rhythmischen Bewegung. Die Mahlzeiten takten unseren Tag. Ein Essen kann etwas anderes sein als bloße Nahrungsaufnahme. Es kann eine Komposition mit einem Rhythmus sein mit Vorspeisen, Hauptspeisen, Nachtischen, Getränken. In den Klöstern sind die Köche nach den Äbtissinnen und Äbten die wichtigsten Personen, weil sie das streng geregelte Leben der Bewohnerinnen noch auf eine andere Weise rhythmisieren als die Ordnungen der Gebete und der Arbeiten. Beim Essen kommt vieles entweder richtig oder falsch zusammen, auch Menschen. Wer einsam das Nötigste herunterschlingt, scheint in Not. Wer in heiterer Gemeinschaft ein Festmahl genießen kann, scheint einen kleinen Lebenshöhepunkt zu erreichen. Das leibliche Wohl ist das elementarste Wohl unseres Lebens. Zu wenig und zu selten loben wir vielleicht die, die uns gut gekochten und unser Leben auf diese Weise in Schwung halten.

## Körperliche Euphorie

„Du musst aus den Hüften heraus laufen“, sagte mir einmal ein Trainer, „die Beine müssen schwingen.“ Ich erinnere noch, wie sich das Laufen plötzlich ganz anders, freier anfühlte, als es mir gelang, dieser Anweisung zu folgen. Zum Warmlaufen vor dem Rudertraining liefen mein Ruderpartner und ich eine Runde um den See. Ich kann mich noch gut an den rhythmischen Klang erinnern, den unsere Laufschuhe nach ein paar Hundert Metern wie von selbst auf dem Boden erzeugten. Man muss in einem gemeinsamen Takt rudern, und so laufen Ruderer einer Mannschaft auch schnell synchron. Manche Marathonläufer berichten von Euphorien, die sie überkommen, wenn sie einen gewissen Teil der Strecke geschafft haben, nicht aufgrund von Leistungsstolz, sondern als ein körperliches Geschehen; als gerieten sie erst in eine Trance und dann in einen Glückszustand durch die sich ewig wiederholende Schwingung ihrer Beine. Hunde, die auf eine Lichitung kommen und von der Leine gelassen werden, rasen los, jubeln. Ihr Rennen scheint ihre Lebensfreude auszudrücken. Eine Runde gehen im ziellosen Spaziergang, eine Runde laufen, plaudernd, scheint eine kurze Befreiung von unserem ständigen Streben zu ermöglichen.



Ingo Werner (50 Jahre), Marathonläufer mit Lust am Neuen

## „Es ist schön zu merken, wie sich die Leistung beim Training verbessert“

Ich weiß nicht nur, dass mir Luft und Bewegung guttun, ich spüre es auch. Sport hilft mir, Spannung abzubauen, und oft ist es gar nicht leicht, diesem Bedürfnis neben Beruf und Familie einen Platz einzuräumen. Insgesamt reizt mich sehr, Neues auszuprobieren. Ich bin von Beruf Richter und suche mir gerne neue Arbeitsfelder. Diesen Reiz des Neuen empfinde ich auch beim Sport. Das war für mich eigentlich der Hauptgrund, einen Marathon mitzulaufen. Mich hat die körperliche Erfahrung interessiert und ob ich die lange Strecke schaffe. Dabei sind sicher Vorbilder im Spiel, die es auch in meiner Familie gibt, insofern hat das Laufen schon vergleichenden Charakter, aber nicht so sehr in einem ganz direkten Sinn: Ob beim Lauf selbst irgendwelche wildfremden Leute vor mir sind,

ist mir eigentlich ziemlich egal. Viel wichtiger ist für mich, dass man die Distanz nicht ohne viele Trainingskilometer schafft. Es ist schön zu merken, wie sich die Leistung beim Training verbessert. Was mir neben der sportlichen Herausforderung aber auch sehr gefällt: 90 Prozent der Strecke beim Training läuft man im gemütlichen Tempo. Dabei kann ich mich wunderbar unterhalten mit Menschen, die mit mir laufen. So habe ich manche interessante Person viel besser kennengelernt. Das gefällt mir auch beim Wandern und Bergsteigen sehr. Ich weiß noch nicht, ob ich einen zweiten Marathon laufe. Die Vorbereitung ist einfach sehr intensiv und braucht viel Zeit, das kann dann schnell eindimensional werden.



Johanna Klug (29 Jahre), ausgebildete Sterbe- und Trauerbegleiterin, Autorin

## „Kinder sind näher am ersten Schwungpunkt zum Jenseits“

Ich glaube, dass wir uns viel Lebensschwung dadurch nehmen, dass wir den Tod nicht als Teil unseres Lebens anerkennen wollen. Der Gedanke ist bei vielen ja ungefähr: „Wenn ich mich nicht mit dem Tod beschäftige, dann betrifft er mich und mein Umfeld auch nicht.“ Durch meine Arbeit im Hospiz und auf der Palliativstation habe ich gemerkt, dass es so nicht läuft. Wenn man dem Tod unvorbereitet gegenübersteht, kann man von Angst ergriffen werden wie von einer dunklen Wolke. Ich habe viel von sterbenden Kindern gelernt, die noch einen intuitiveren Zugang dazu haben, dass unser Leben von der Geburt zum Tod pendelt und beides dazugehört. Kürzlich habe ich Sarah begleitet, die Kinderdeutin hat, sehr viel über den Tod sprach und ihre Eltern immer wieder damit

konfrontierte. Erwachsene haben dieses feine, pure Gespür für die Ähnlichkeit zwischen dem Anfang und dem Ende verloren, das Kinder haben. Vielleicht, weil sie näher an der Geburt und so näher am ersten Schwungpunkt zum Jenseits sind. Die eigene, sehr intensive Beschäftigung mit dem Tod hat meine Perspektive auf das Leben grundlegend verändert. Auch Sterbende trauern. Meistens um ein nicht gelebtes Leben, in der sie zu viele Träume und Wünsche aufgeschoben haben. Deshalb schiebe ich meine Pläne nicht auf ein diffuses Später. Aber auch unsere Gesellschaft könnte eine gesündere sein, würden wir den Tod nicht als Tabu behandeln. Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Krisen könnte er eine einende Funktion haben. Denn am Ende sind wir alle gleich.

Kommentar Michael Hampe

## Das Leben als Pendel

„Der Weg hinauf und der Weg hinab sind derselbe“, schrieb Heraklit. Vielleicht meinte er damit das In-die-Welt-Kommen und das Aus-ihr-wieder-Verschwinden. Vielleicht, so mutmaßt die Sterbegbegleiterin, haben die Kinder, die am Anfang des Weges stehen, vor dem Tod eine klarere Ahnung davon, dass sie auf dem Weg bleiben, auf ihm nur umkehren und dahin zurückgehen, wo sie vor Kurzem hergekommen sind. Ist das Leben also wie ein Pendel, das einmal in die eine Richtung schwingt, in Kindheit und Jugend, sich dann wendet und den gleichen Weg in die andere Richtung zurück, in den Tod nimmt? Sind unterschiedlich lange Leben nichts anderes als unterschiedlich weite Pendelausschläge? Merken wir, wann das Pendel umkehrt?

Ich scheine bereits auf dem Rückweg, schon seit einer Weile.

# Pendeln statt Wachsen!

Wir wissen, dass das Streben nach dem „höher, schneller, weiter“ uns ökologisch, gesellschaftlich und privat mehr schadet als hilft. Doch verfehlten wir durch bloßes Gegensteuern das Ziel. Stattdessen sollten wir die unverfügbarer Qualität des Pendelns kultivieren, die jedem Schwung eigen ist

Von Dominik Erhard

Vor knapp hundert Jahren gönnte sich der britische Ökonom John Maynard Keynes eine Pause vom Nachdenken über die vom Weltkrieg gezeichnete Wirtschaft und wandte seinen Blick der Zukunft zu. In seinem 1930 erschienenen Aufsatz „Die wirtschaftlichen Möglichkeiten unserer Enkel“ spekulierte er, dass Kapitalinvestitionen und technischer Fortschritt den Lebensstandard bis zum Jahr 2030 um das Achtfache erhöhen und so eine Gesellschaft schaffen werden, in der Menschen nur noch 15 Stunden pro Woche arbeiten und ihnen der Rest ihrer Zeit frei zur Verfügung steht. In dem Maße, in dem das Streben nach größerem Wohlstand nachlässt, prophezeite er, wird die Liebe zum Geld als das offenbar, was sie ist: eine „ekelhafte Morbidität“.

Nun haben wir zwar noch sechseinhalb Jahre bis zu Keynes' Stichtag. Wie die Dinge aber aktuell liegen, sieht es nicht danach aus, als wäre unsere größte Sorge absehbar die Organisation großer Mengen Freizeit und exzessiven Wohlstands auf breiter Ebene. Denn obwohl sich die Produktivität seit 1930 tatsächlich deutlich erhöht hat, ist Steigerung noch immer der einzige akzeptable, jedenfalls aber gewollte Modus. Und das gesellschaftlich wie auch existenziell. Ein voller Terminkalender signalisiert Relevanz, das neuere Handy ist besser als das ältere und auch wirtschaftlich gilt das Bruttoinlandsprodukt noch immer als wichtigster Vitalmarker eines Landes. Kurz gesagt: In den verschiedensten Bereichen meinen wir noch immer Aufschwung, wenn wir Schwung sagen.

Dabei gleicht unsere Situation einem Phänomen, das in der Akustik als „Shepard-Skala“ bekannt ist. Beschrieben ist damit eine Tonfolge, die 1964 erstmals vom Psychologen Roger Newland Shepard vorgestellt wurde und vermeintlich unendlich auf- oder absteigt. Entscheidend ist hier allerdings das Wort „vermeintlich“, da es sich um eine Illusion handelt, die durch sich überlagernde Töne erzeugt wird, wodurch der Eindruck einer nicht endenden Bewegung entsteht, obwohl sich

die Folge tatsächlich nur in Schleifen wiederholt. Eine ewige Wiederholung des gleichen, monotonen Aufstrebens, das wir uns selbst so grundüberzeugt als schwungvolle Melodie vorsummern, bis wir glauben, es handle sich um einen produktiven Impuls – klingt vertraut?

Will man verstehen, wie es dazu kommen konnte, dass die Shepard-Skala metaphorisch gesprochen zum Soundtrack der westlichen Moderne werden konnte, oder, weniger bildlich gesagt, die Intensitätssteigerung die Priorität Nummer eins ist, hilft ein Gedanke von Claude Lévi-Strauss. Der Ethnologe unterschied Gesellschaften danach, ob sie „heiß“ oder „kalt“ sind. „Heiße Gesellschaften“ begrüßen Veränderung und soziale Ausdifferenzierung und nutzen ihre Geschichte als Motor der eigenen Entwicklung, „kalte Gesellschaften“ bemühen sich um soziale Gleichheit und konzentrieren sich in ihrer Selbstbeschreibung auf Mythen. Der Spätkapitalismus hat durch seine Maxime unbedingten Aufschwungs, so könnte man es formulieren, „heiße Gesellschaften“ in solche Höhen befördert, dass die Gefahr des Verglühens eine Realität darstellt.

Doch was tun, wenn offensichtlich ist, dass ungebremstes Wirtschaftswachstum nicht nur unsere Gesellschaft aufheizt, sondern wortwörtlich auch den Planeten verbrennt? Was tun, wenn uns der Druck, immer mehr wollen zu müssen, an einen Punkt geführt hat, an dem in Deutschland jährlich circa 600 000 Menschen ihre Arbeit nicht mehr ausführen können, weil sie unter Burnout leiden? Für diese ökologischen, existenziellen und gesellschaftlichen Fragen gibt es zahlreiche Lösungsvorschläge, die sich aber oft so zusammenfassen lassen: Der Tendenz zum Aufschwung, zum „immer mehr“, zur weiteren Aufheizung muss mit dem genauen Gegenteil begegnet werden: Organisieren wir jetzt den Gegenschwung!

So lautet eine vorgeschlagene Abhilfe für ungebremstes Wachstum schlicht Degrowth, stagnierende oder gar rückläufige Wachstumsentwicklung also. Doch was zunächst plausibel



**Im Schwingen steckt  
jener Augenblick, in dem  
alles kurz stillsteht und  
nicht klar ist, wie, sondern  
nur dass es anders  
weitergeht als bisher**

klingen mag, hätte in Wahrheit fatale Folgen für Länder wie Bangladesch oder Indonesien, da unser Konsum deren Wirtschaften maßgeblich stabilisiert. Also ein nur scheinbarer Gewinn. Bei den Burnouts verhält es sich ähnlich. Auch hier muss, so die verbreitete Annahme, schlicht entschleunigt werden. Doch ist es in Wahrheit hier ebenfalls komplizierter, wie jeder Burnout-Patient weiß, da das wirkliche Problem innere Routinen sind, die sich nicht von heute auf morgen ändern lassen. Wer dem inneren Antrieb einfach mit kaltem Entzug von Aufgaben begegnet, stellt schnell fest, dass Unterforderung auf Dauer ähnliche Schäden anrichten kann wie Überforderung. Wer Burnout gegen Boreout (Krankheit durch Langeweile) tauscht, hat nichts erreicht.

Die Lösung für einen übermäßig forcierten Aufschwung kann also kein radikal kurativer Abschwung sein. Hingegen sollten wir die Metapher des Lebensschwungs ernst nehmen und erkennen, dass Schwung keinesfalls nur aus aktiven Elementen besteht. Wer schwingen will, muss auch pendeln wollen. Produktiv wird die Erkenntnis, dass wir zu hoch geschwungen sind und zu viel wollen, nicht, wenn wir nun den Gegenschwung genauso verbissen durchführen. Das nämlich wäre noch immer eine Bewegung im Stil der Shepard-Skala. Nur eben jetzt in die andere Richtung.

Ein vielversprechender Ansatz scheint deshalb zu sein, die desorientierende Kraft des passiven Rückschwungs voll anzunehmen. Wer schwingt, steigt nicht nur vorwärts in die Höhe, sondern bewegt sich irgendwann notgedrungen rücklings ohne Sicht und Orientierung. Politisch wie existenziell sind dies verstörende, ungewisse Momente; etwa, um ein Beispiel aus dem Leben zu greifen, wenn man schwer verliebt ist und man nicht weiß, ob sich all die Anstrengung gelohnt hat: Mit einem Kribbeln in der Magengegend, das an Übelkeit grenzt, wartet man auf den ersehnten Anruf, das rettende Wort ... Und wenn die Erlösung dann kommt, womöglich zu einem Zeitpunkt, an dem man schon gar nicht mehr zu hoffen wagte, ist es, als würde die ganze Negativität der letzten Stunden oder gar Tage plötzlich in Positivität verwandelt. Es handelt sich um einen Moment der Schubumkehr, der gerade deshalb so intensiv ist, weil die Möglichkeit des Scheiterns sehr real war. Nicht zufällig beschreibt man schließlich sowohl den höchsten Punkt einer Pendelbewegung wie auch den Moment, der gesellschaftlich relevante Veränderungsprozesse anstößt, als Wendepunkt. Es ist jener Augenblick, in dem kurz alles stillsteht, es tief unten kribbelt und nicht klar ist, wie, sondern nur, dass es anders weitergeht als bisher, weil sich die Richtung ändert.

Und was bedeutet das jetzt politisch, in unserer Zeit dramatischer Großkrisen? Dass die Antwort noch im Dunkeln liegt, mag wie ein Indiz dafür scheinen, dass wir nun bloß nicht lockerlassen dürfen, bis uns ein kontrollierter Gegenschwung möglich scheint. Doch das genaue Gegenteil ist der Fall. Denn vielleicht ist gerade der passive, desorientierende Schwung rücklings jenes Momentum, das Walter Benjamin als messianische Kraft fasste, die uns einer Zukunft nahebringt, wie sie Keynes für uns prophezeite. /

# Der Ursprung der Lebendigkeit

Ein Mensch, der lebendig ist, lebt nicht nur. Er entwickelt sich, schöpft im Scheitern neue Kraft, steht in einer intensiven Beziehung zur Welt. Aber woraus genau ziehen wir Energie? Und was können wir tun, wenn wir innerlich erstarren? Die großen Denker und Denkerinnen der Geschichte haben auf diese Fragen ganz verschiedene Antworten

Von Dominik Erhard, Theresa Schouwink, Antonia Siebeck und Friedrich Weißbach / Illustrationen von Marie Lautsch

## Heraklit und der Streit

Für Heraklit (ca. 520–460 v. Chr.) ist der grundlegendste Lebensschwung der Streit. Er treibt nicht nur die Individuen an, sondern dynamisiert den Kosmos als solchen. Das Ideal der Harmonie und Versöhnung, wie es die Pythagoreer lehrten, denunziert der Philosoph als statische Zustände. Für den antiken Denker steht der Widerstreit von Gegensätzen im Zentrum des Kosmos und erzeugt so dessen Einheit. „Das Kalte wird warm, Warmes kalt, Feuchtes trocken, Trocknes feucht.“ Das „Widerstrebende“, so erfahren wir aus den wenigen überlieferten Fragmenten, „vereinigt sich, und aus den entgegengesetzten (Tönen) entsteht die schönste Harmonie, und alles Geschehen erfolgt auf dem Wege des Streites.“ Ein und dasselbe offenbare sich in den Dingen als Lebendes und Totes, Waches und Schlafendes, Junges und Altes. Alles, was ist, so Heraklit, ist immer auch durch sein Gegenteil bedingt, da es dieses beinhaltet und in Schwung versetze. Ein Gedanke, der zu den folgenreichsten in der Philosophiegeschichte zählt und als dialektisches

Denken Generationen von Philosophen umtreiben wird. Der Streit ist somit, folgt man Heraklit, kurzfristig zwar entzweidend, für den insgesamten Fortschritt allerdings unumgänglich. Blickt man auf unsere Gegenwart, lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass nur, wer zu streiten weiß, auch die Chance hat, wahrhaft zueinanderzufinden. Eine Beziehung, in der nur Harmonie herrscht, ist nicht lebendig, sondern erstarrt. Wenn alles bleibt und nichts wird, läuft etwas falsch. So scheinen die polarisierten Positionen zu sensibler Sprache, Ukrainekrieg oder Klimapolitik

auf den ersten Blick die Gesellschaft zu spalten. Mit Heraklit allerdings können wir darin schlicht eine notwendige Phase des Streits erkennen, die eine stabilere, weil ausgefochtene Ordnung vorbereitet. Im Streit gab es für Heraklit übrigens auch kein Gut und Böse, sondern lediglich Kräfte, die aufeinanderprallen. Aus Heraklits kosmologischen Überlegungen lässt sich demnach ableiten, dass Zwist zwar zuweilen ärgerlich sein mag, jedoch die einzige Möglichkeit des Fortschritts darstellt. / Dominik Erhard

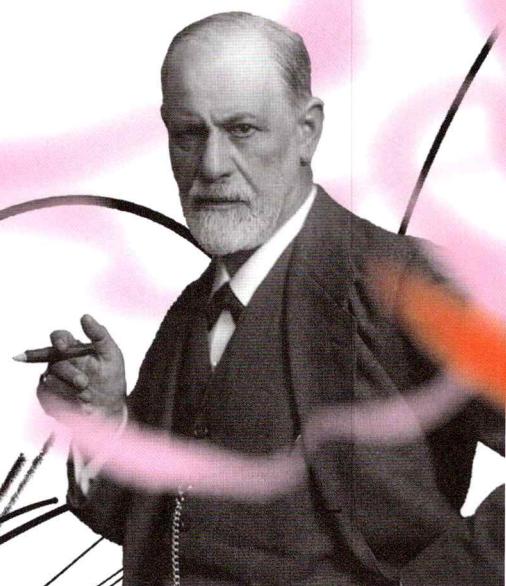
## Spinoza und der *conatus*

Fotos: AKG-images, Gemäldesammlung der Herzog August Bibliothek/Gemeinfrei  
**Für den niederländischen Philosophen Baruch de Spinoza (1632–1677), Begründer der modernen Bibel- und Religionskritik, wohnt der Lebenschwung in allen Wesen. In seinem prominenten Werk „Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt“ postuliert er, dass „jedes Ding (...) gemäß der ihm eigenen Natur in seinem Sein zu verharren“ strebt, und begründet damit das Prinzip des *conatus* (Streben).** Da dieses Streben tatsächlich jeder Entität zufällt, hat es mit absichtsvollen Bemühungen zunächst nur wenig gemein. Viel eher geht es dem Denker um eine natürliche Tendenz der Selbsterhaltung, eine dem Ding eigene Art und Weise, in Bewegung zu bleiben, die „nicht anders als von außen“ gestört werden kann. So zeigt sich bereits in unserer Atmung, in jeder Hebung und Senkung des Brustkorbs, ein solcher Lebenstrieb, den wir nicht abschütteln können. Denn wir sind unser Streben selbst; es ist keine bloße Eigenschaft, sondern Essenz. Damit ist auch ein jedes Wirken, ein jedes Ziel, das wir verfolgen, davon grundlegend geleitet. Der *conatus* ist somit, folgt man Spinoza, die Quelle unseres Lebensschwungs: Ihm wohnt eine Kraft inne, die uns stets den nötigen Anstoß verleiht, unseren natürlichen Bewegungsfluss aufrechtzuerhalten und damit das zu tun, was



unserer Existenz dienlich ist. Ob Begehr, Freude oder Trauer: In all diesen Grundaffekten zeigt sich der *conatus*, dessen Wirken stets auf den Selbsterhalt abzielt. Zugleich gilt es, Förderliches anzustreben und Schädigendes abzuwenden, wozu die Affekte den Anreiz bieten. Wer also seinen Affekten folgt, wird Freude aufrechterhalten, negative Emotionen hingegen abschütteln und daraus Stärke ziehen. Umgekehrt bedeutet dies: Eine Gesellschaft oder ein Umfeld, das die Affekte unterdrückt, nimmt unserem Lebensschwung seinen wichtigsten Entfaltungsräum. Und wird der *conatus* dieserart „von außen“ gestört, so ist zugleich das Wesen selbst in Gefahr. / Antonia Siebeck

# Sigmund Freud und die Triebe



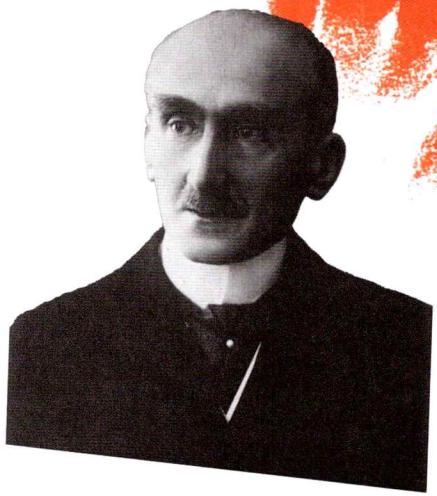
**Sigmund Freud (1856–1939) sah das Seelenleben durch entgegengesetzte Triebe bestimmt: die Lebenstribe (Eros) und die Todestriebe (Thanatos). Unter Trieben versteht Freud psychische Repräsentanzen körperlicher Reize, wie sie etwa bei Hunger oder Lust entstehen.** Im Gegensatz zu Wahrnehmungsreizen, die von außen kommen, können wir ihnen nicht ausweichen. Erstere nun, die Lebenstribe, zu denen insbesondere die Sexualtriebe gehören, dienen der Lebenserhaltung und wollen „immer mehr lebende Substanz zu größeren Einheiten zusammenballen“ – sie drängen also auf sexuelle Vereinigung. Zu den Todestrieben zählen Selbstdestruktion und Aggression, die „das Lebende in den anorganischen Zustand zurückführen“. In einer ersten Annährung könnte man sagen, dass der Eros uns Schwung verleiht, weil er uns zu anderen Menschen zieht und so Liebe und Begehrten ermöglicht. Der Todestrieb hingegen lässt uns gleichförmige Wiederholung wie etwa einen Waschzwang oder gar

absoluten Stillstand – den Tod – anstreben. Im schlimmsten Fall treibt er uns zur Selbstauslöschung. Bei genauerem Hinsehen ist das Verhältnis jedoch komplizierter: Zielt nicht auch der Eros auf eine todesähnliche Ruhe? Der Orgasmus etwa führt schließlich zu einem wohltuenden Spannungsabbau, oder in Freuds Begrifflichkeit: einer völligen Triebabfuhr. Umgekehrt kann der Todestrieb die Gestalt der Selbstverteidigung annehmen, weil er auch die Aggression gegen andere hervorbringt; so kann sich gerade Thanatos als lebensrettend erweisen. Zudem lassen sich beide Triebarten in Arbeit, Sport und Kunst sublimieren und können uns auf diese Weise in Schwung versetzen: So kann etwa erotisches Begehrten in Literatur oder aggressive Energie in fußballerischen Elan übersetzt werden. Was den Schwung tatsächlich ausbremsen kann, ist weniger der Todestrieb an sich als vielmehr unbewusste und unaushaltbare innere Konflikte – zwischen Liebe und Hass oder zwischen gesellschaftlichen Normen und den archaischen Trieben –, die uns in die Neurose treiben.

/ Theresa Schouwink



# Henri Bergson und der *élan vital*



Das Konzept des *élan vital*, zu Deutsch **Lebensschwung**, ist eine tragende Säule der Philosophie Henri Bergsons (1859–1941), einer der Väter der sogenannten **Lebensphilosophie**. „Der Lebensschwung, von dem wir sprechen“, so Bergson in seinem Hauptwerk „Schöpferische Evolution“, „besteht aufs Ganze gesehen in einem Schöpfungsverlangen.“ Dieses Verlangen strebt nach größtmöglicher Freiheit und arbeitet sich an der Materie, die es zu formen und zu verändern gilt, unentwegt ab. Man kann den Lebensschwung in diesem Sinne als Antrieb aller Lebendigen verstehen. Er ist ein ständiges Werden, das „sich durch die Individuen hindurch von Keim zu Keim überträgt und das Leben in einer vorgegebenen Richtung immer höherer Komplexität erhebt.“ Dabei ist der Antrieb aber weder als eine evolutionistische Wirkungsursache zu verstehen, wie es Bergson dem Darwinismus zuschreibt, noch im Sinne einer Finalursache, wonach es ein bestimmtes Ziel gibt, wohin das Leben strebt. Der Lebensschwung beschreibt einen Drang zu einer Vorwärtsbewegung, unbestimmt in Herkunft und Ziel. Als solcher ist er kein leitendes Lebensprinzip, sondern die Kraft des Lebens selbst. In seinem Spätwerk „Die zwei Quellen der Moral“ überträgt Bergson den Lebensschwung auf die Moral. Er unterscheidet zwischen einer offenen und einer geschlossenen Moral, womit auch eine Unterscheidung zwischen einer offenen

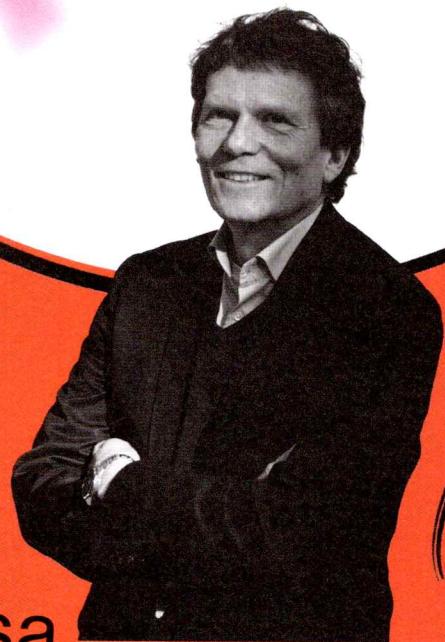
und geschlossenen Seele einhergeht. Die geschlossene Moral sind die Normen und Regeln einer „mit sich selbst beschäftigten“ Gesellschaft. Eine geschlossene Moral hat weder Platz für ungewohnte Lebensformen noch für die Spontaneität der Lust und führt so zu einer geschlossenen Seele. Der Lebensschwung öffnet dagegen die Seele und hat „die Wirkung, eine in Formeln eingesperzte und materialisierte Ethik zu erweitern“ und damit gesellschaftliche und moralische Selbstverständnisse aufzusprengen. / Friedrich Weißbach

# Hannah Arendt und die Natalität

Für Hannah Arendt (1906–1975) kommt der Lebensschwung aus dem existenziellen Drang des Menschen, in seiner jeweiligen Einzigartigkeit in Erscheinung zu treten. Denn im Unterschied zu Tieren und Pflanzen ist das Besondere des Menschen, in der Lage zu sein, sich durch sein Sprechen und Handeln als ein Jemand mit einer eigenen individuellen Persönlichkeit zu zeigen. „Sprechend und handelnd“, so Arendt, „schalten wir uns in die Welt der Menschen ein, die existierte, bevor wir in sie geboren wurden, und diese Einschaltung ist wie eine zweite Geburt, in der wir die nackte Tatsache des Geborenseins bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen.“ Um als ein Jemand in Erscheinung zu treten und handelnd Neuanfänge zu initiieren, bedarf es der Gemeinschaft, in der man in seiner Einzigartigkeit gehört und gesehen wird. Arendt setzt mit ihrem Ansatz eine individuelle Freiheit und die Gemeinschaft in ein Abhängigkeitsverhältnis. Auf der einen Seite hat jeder Mensch die Fähigkeit, einen Neuanfang zu setzen und damit sich in seiner

Einzigartigkeit von der Gemeinschaft abzusetzen. Auf der anderen Seite bedarf es aber der Gemeinschaft, nicht nur um den Raum für das Erscheinen des Individuums bereitzustellen, sondern auch den angestoßenen Handlungen eine Wirkmächtigkeit und Nachhaltigkeit zu geben. Diese zutiefst essenzialistischen Überlegungen Arendts gehen einher mit ethischen Verpflichtungen sowohl auf persönlicher als auch auf gesellschaftlicher Ebene. Da Handlungen in ihren Auswirkungen nicht endgültig vorhersehbar sind, müssen wir lernen zu verzeihen. Denn nur so können wir einen Schlusspunkt hinter einmal initiierte Handlungsketten setzen und letztlich das Vertrauen aufbauen, das Wagnis eines Neuanfangs einzugehen. Auf gesellschaftlicher Ebene bedeutet der Gedanke, dass der Mensch nur unter Menschen als solcher erscheint, dass es die Aufgabe jeder Gesellschaft ist, die Pluralität der Menschen mit all ihren unterschiedlichen Perspektiven zu fördern, entsprechende Erscheinungsräume zu garantieren und niemanden davon auszuschließen. / Friedrich Weißbach





## Hartmut Rosa und die Resonanz

Für Hartmut Rosa (\*1965) sind es „Resonanzbeziehungen“, die uns buchstäblich zum Schwingen bringen. Mit diesem aus der Physik entlehnten Begriff meint der Soziologe eine „Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren“. Resonanz können wir in verschiedensten Situationen erfahren: in einem Gespräch, das uns auf neue Gedanken bringt und die Zeit vergessen lässt; beim Hören von Musik, die uns einen Schauer über den Rücken jagt oder zum Mitwippen bewegt; beim Wandern in den Bergen, das den Atem tiefer und den Blick weiter werden lässt. Rosa zufolge kommt der Lebensschwung also nicht aus einem inneren Trieb, sondern immer aus einer dialogischen Beziehung mit anderen und anderem. Wesentliche Merkmale der Resonanz sind die Verbindung von passivem Vernehmen und aktivem Antworten, die verwandelnde Wirkung und die Unverfügbarkeit. Letzteres bedeutet, dass sich Resonanz nicht erzwingen lässt. Gerade der Versuch der Kontrolle, oft durch Konsum und Planung, kann sie verunmöglichen. So gerät etwa das Candlelight-Dinner oder der Konzertbesuch zur faden Pflichtübung, von der hinterher jedoch mit Begeisterung erzählt werden muss. Wenn sich keine Resonanz einstellen will und wir stattdessen dauerhaft in einem Modus des Abarbeitens oder in einem Zustand der depressiven Lethargie verbleiben, ist das

Rosa zufolge aber nicht unbedingt Folge einer falschen Einstellung. Vielmehr macht die moderne kapitalistische Welt, die auf Steigerung und Beschleunigung ausgerichtet ist, Resonanz systematisch unwahrscheinlich. Wer von Angst um Job und Position getrieben, in Konkurrenzverhältnisse eingespannt und zum Konsum angehalten ist, kann kaum in ein lebendiges und ergebnisoffenes Gespräch mit der Welt treten. Vielmehr werden auch Erfahrungen und Erlebnisse leicht zu Punkten auf To-do-Listen, in ihrem Wert durch Likes bezifferbar. Für mehr Lebensschwung bräuchte es deshalb einen grundlegenden gesellschaftlich-politischen Wandel. / Theresa Schouwink

# Schwingen lernen

Ein heiteres, erfülltes Leben zeigt sich oft im Kleinen.  
Was aber braucht es dafür?  
Drei kontraintuitive Tipps für mehr Dynamik im Dasein

Von Kilian Thomas



## Weg mit der inneren Uhr!

Wer nur deshalb in Aktion tritt, weil ein äußerer Anlass dazu führt, lebt nicht beschwingt? Dieser Irrglaube wird von den meisten Menschen – und womöglich auch von Ihnen – an jedem Tag aufs Neue widerlegt: Immerhin ist es meist der Wecker, der uns in den Tag starten lässt. Wer sich ganz auf die innere Uhr verlässt und nach Belieben aufsteht, schläft oft länger und verpasst dadurch die belebende Kraft des Morgens. Schnell gerät man unter Zeitdruck und beginnt den Tag im Stress. Es ist daher von Vorteil, sich dem Kult des unverfälschten, authentischen Lebens zu widersetzen, das zu einem Paradigma unserer Zeit geworden ist. Die gelobte innere Stimme ist oft genug bloß das Sprachrohr der eigenen Faulheit und Bequemlichkeit. Wer seinen Tag mit Schwung durchleben will, darf sich – auch in anderen Situationen – ruhig durch einen Stoß von außen in Bewegung setzen lassen. Keineswegs muss dabei befürchtet werden,

einen Verlust an Freiheit und Autonomie zu erleiden. Vielmehr zeugt gerade der Gebrauch externer Hilfsmittel von einem wahrhaft selbstbestimmten Leben. Die Qualität der menschlichen Freiheit ist schließlich kein Geschenk, sondern ein zu erreichendes Gut, das in gewissem Maß Disziplin und Selbstbeherrschung erfordert. Auch der für seinen routinierten Alltag bekannte Königsberger Philosoph Immanuel Kant wusste das. Er ließ sich jeden Morgen um 4.45 Uhr von seinem Diener wecken, der notfalls nachgeholfen haben soll, indem er dem Professor und Denker der Autonomie mit beherztem Schwung die Decke wegzog. Auch wenn es nicht gleich ein solch preußischer Trick sein muss: Ein aufrüttelnder Weckruf am Morgen und andere Formen der Starthilfe sind von großem Nutzen, um aktiv zu werden.

# Mut zur kurzen Gewohnheit!

Wer täglich denselben Trott vollführt, lebt bestenfalls komfortabel, aber nicht im Schwung? Routine und Gewohnheit verhindern ein erfülltes und vielfältiges Leben, das sich regelmäßig erneuert und das Unbekannte liebt? Für eine beschwingte Existenz braucht es in der Tat die Bereitschaft, sich auf neue Erfahrungen einzulassen. Die Lebensform der Spontaneität beinhaltet jedoch eine Schattenseite: Wer stets das Neue sucht, bleibt oberflächlich und verharrt im Modus einer erzwungenen Improvisation. Als eilends weiterhuschender Besucher bleibt man stets Gast und versagt sich die tiefere Begegnung und Teilhabe an den Möglichkeiten, die das Leben bietet. Letzten Endes führen beide Extreme – die Lust auf Neues und die lebenslangen Gewohnheiten – nicht zu einem erfüllten Leben, sondern versklaven auf unterschiedliche, aber im Grunde ähnliche Weise. Friedrich Nietzsche empfiehlt als Ausweg aus diesem Dilemma die Kunst der kurzen Gewohnheiten: Sie seien „das unschätzbare Mittel, viele Sachen und Zustände kennenzulernen“, ohne dabei eine lebenslange Bindung eingehen zu müssen. Die goldene Mitte zwischen Spontaneität und Routine verbindet die Vorteile von beidem, ohne die jeweiligen Nachteile mit sich zu bringen. Auf diese Weise ist es möglich, sich einer Sache mit aller Leidenschaft zu widmen und sich ihr in Gefühl, Mentalität und Habitus vollständig hinzugeben. Nach einer mehrjährigen Begeisterung für Musik kann man sich etwa ganz dem Gärtnern überlassen, bevor man längere Zeit verreist und schließlich seltene Bücher sammelt. Wird die Gewohnheit zur lähmenden Fessel, legt man sie dankbar und gesättigt ab, um sich mit Schwung auf etwas Neues einzulassen.

**Nur wer spielerisch und ziellos in gedanklichen Streifzügen unterwegs ist und sich von seiner Umgebung anregen lässt, kommt zu neuen Einsichten und Erkenntnissen**

# Gehen statt Grübeln!

Erhoffen Sie sich von der Lektüre philosophischer Schriften mehr Lebensschwung, Gelassenheit und Weisheit? Erinnern Sie sich lieber eines Verses aus dem Alten Testament: „Des vielen Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht den Leib müde.“ Ein Leben gerät nicht dadurch in Schwung, dass man in alten Texten blättert, sondern indem man die stickige Luft der Studierstube zurücklässt und nach draußen tritt. Immerhin wartet dort an nahezu jeder Ecke eine neue Erfahrung, eine beschwingende Begegnung oder gar die Gelegenheit zu einer radikalen Veränderung des eigenen Lebens. Letztlich kommt, so paradox es klingt, gerade das dem Denken zugute. Frische Luft und ein beflügelter Schritt sind wahre Quellen der Inspiration, deren sprudelnde Kraft sich jeden Tag aufs Neue erfahren lässt. Aber Vorsicht! Wer dabei verkrampft und erzwungen über ein bestimmtes Thema nachsinnt, verfehlt die Gunst des Gangs und sollte lieber gleich zu Hause bleiben. Nur wer spielerisch und ziellos in gedanklichen Streifzügen unterwegs ist und sich von seiner Umgebung anregen lässt, kommt zu neuen Einsichten und Erkenntnissen. Und auch wenn es kein bahnbrechender Einfall ist, der einem dabei in den Sinn kommt, so befreit der Schritt aus dem Haus zumindest von den lähmenden Sorgen und täglichen Pflichten, mit denen man sich innerhalb der eigenen vier Wände gerne plagt. Der dänische Philosoph Søren Kierkegaard schreibt dazu in einem Brief: „Ich gehe mir jeden Tag das tägliche Wohlbefinden an und entgehe jeder Krankheit; ich habe mir meine besten Gedanken angegangen, und ich kenne keinen Gedanken, der so schwer wäre, dass man ihm nicht entgehen könnte.“ In diesem Sinne: Genug der klugen Ratschläge. Auf, auf, ins Freie!

# Klassiker

Große Ideen verstehen

## 68 Wittgenstein und die Gewissheit

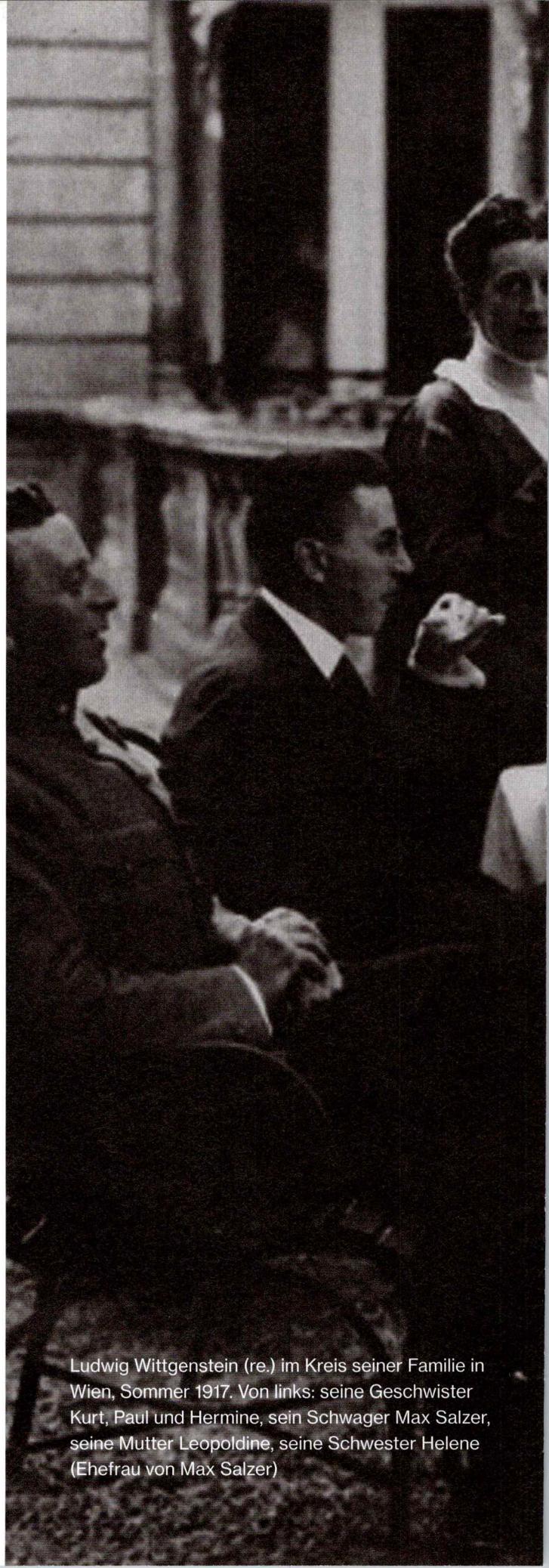
Mit einem Essay von Thorsten Jantschek

## 74 Was ist Essenzialismus?

Ein Überblick

## 76 Zum Mitnehmen

Johann Gottlieb Fichte und das Rechtstun / Die polnische Denkerin Izydora Dąmbska / Konfuzius gibt Urlaubstipps



Ludwig Wittgenstein (re.) im Kreis seiner Familie in Wien, Sommer 1917. Von links: seine Geschwister Kurt, Paul und Hermine, sein Schwager Max Salzer, seine Mutter Leopoldine, seine Schwester Helene (Ehefrau von Max Salzer)



# Wittgenstein und die Gewissheit

In unserer polarisierten Gesellschaft prallen Ansichten unverzähnlich aufeinander. Ludwig Wittgenstein zufolge ist das nicht verwunderlich, denn in den maßgeblichen Konflikten – etwa um Klima und Krieg – treffen sich verschiedene „Weltbilder“: Netze aus Gewissheiten, die uns ähnlich unbestreitbar erscheinen wie die Gesetze der Logik

Von Thorsten Jantschek



Atomkraft, nein danke! Nie wieder Krieg in Europa! Stoppt den Klimawandel! Was bis vor einigen Jahren als vermeintliche Gewissheit galt, ist heute längst wieder verhandelbar geworden. Man kann etwa auf die Idee kommen, dass angesichts der Gaskrise Atomenergie eine passable Brückentechnologie ist. Oder dass Waffenlieferungen in die Ukraine alternativlos sind. Und die Klimakleber genau das Richtige tun. Und man kann das Gegenteil von alledem für richtig halten.

Sicher ist offenbar nur, dass der epistemische Status der Gegenwart wackelig ist. Und die Auseinandersetzungen um deren Deutung ruppig sind. „Wo sich wirklich zwei Prinzipien treffen, die sich nicht miteinander aussöhnen, da erklärt jeder den andern für einen Narren und Ketzer.“ Was sich wie ein Kommentar zu Streitigkeiten in sozialen Netzwerken oder Talkshows liest, hatte Ludwig Wittgenstein allerdings schon 1951 in „Über Gewissheit“ notiert, entstanden kurz vor dem Tod des Philosophen. Wittgenstein hatte sich ins Haus seines Cambridger Arztes zurückgezogen. Ihm war klar, dass er an Krebs sterben würde. Dennoch arbeitete er sich mit großer Energie erneut an Grundfragen der Erkenntnistheorie ab.

Was die Lektüre dieser Gedanken heute so faszinierend macht, ist, dass Wittgenstein versucht, so etwas wie einen festen Grund für unsere Welterkenntnis und unser Weltverhältnis zu finden. Tatsächlich gewinnt er eine Vorstellung davon, dass es ein Gerüst von unbestreitbaren Gewissheiten geben kann – ohne dem Irrtum zu verfallen, dass dieses Gerüst starr und unveränderbar ist, und ohne der Illusion zu erliegen, wir könnten andere schlicht von der Richtigkeit des eigenen Netzes tief sitzender Überzeugungen, des eigenen „Weltbilds“ überzeugen. Dennoch – das macht diese Überlegungen für unsere zerklüftete Diskurslandschaft so wichtig – kann man erstens verstehen lernen, dass diese Konflikte nur auf der Basis unendlich geteilter Gewissheiten stattfinden können: Uns verbindet mithin mehr, als uns trennt. Eine Einsicht, die in Zeiten, in denen durch Identitätspolitik oder die Betonung kultureller Differenz das Trennen betont wird, kaum zu überschätzen ist. Und zweitens: Es gibt auch in genau diesen Zeiten Möglichkeiten, widerstreitende Weltbilder zu befrieden, etwa indem man selbst versucht, lebenspraktische Erfahrungen mit anderen Sichtweisen zu machen, um →

**Thorsten Jantschek**  
hat Philosophie in Hamburg, Konstanz und Frankfurt studiert und genoss es, sich in den handschriftlichen Nachlass von Wittgenstein zu vertiefen. Er wurde Sachbuch-, Theater- und Kunstkritiker, arbeitete als Kulturredakteur beim NDR und Radio Bremen, bis er zum Deutschlandfunk Kultur wechselte, wo er u. a. die Philosophiesendung „Sein und Streit“ gestaltete und derzeit die Abteilung „Digitalen Angebote und Aktuelle Kultur“ leitet

# Steckbrief

## Ludwig Wittgenstein

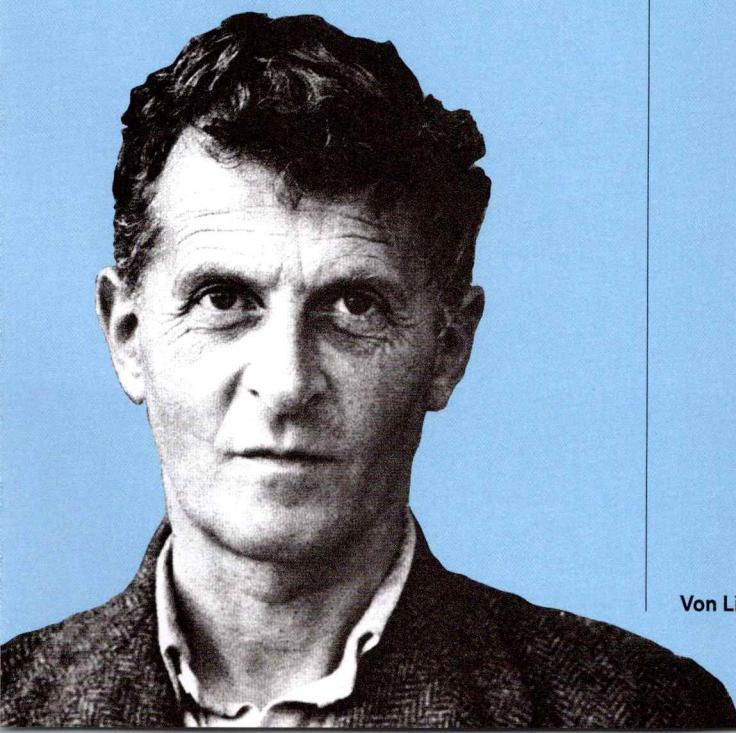
### Hauptberuf

Philosoph. Obwohl Wittgenstein über Umwege zur Philosophie kam, fühlte er sich buchstäblich dazu berufen. Viele seiner Weggefährten haben eine tiefe Bewunderung für seine intellektuellen Fähigkeiten und sein logisches Denkvermögen zum Ausdruck gebracht. Der berühmte Philosoph Bertrand Russell etwa beschrieb den Austausch mit Wittgenstein als eines der „aufregendsten intellektuellen Abenteuer“ seines Lebens.

### Nebentätigkeit

Multitalent. Wittgenstein hatte so viele Talente wie wechselnde Leidenschaften. Musikalisch hochbegabt, spielte er von Kindheit an Klarinette. Als Ingenieurstudent in Berlin und Manchester entwickelte er Patente in der Aeronautik. Nachdem der „Tractatus“ veröffentlicht worden war, arbeitete er als Volksschullehrer. Danach wurde er Gärtnergehilfe, versuchte sich als Innenarchitekt und Bildhauer und dachte sogar darüber nach, Mönch zu werden, wovon ihm jedoch ein Abt abriet. Schließlich kehrte er wieder zur Philosophie zurück.

„DIE WELT IST ALLES, WAS DER FALL IST“  
– Tractatus



### Leben

1889

Geburt in Wien

1912

Studium der Mathematik und Logik an der Universität Cambridge

1922

Veröffentlichung „Tractatus logico-philosophicus“

1939

Professur für Philosophie in Cambridge

1951

Tod in Cambridge

1953

Postume Veröffentlichung „Philosophische Untersuchungen“

Von Lisa Friedrich

„Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen“

– Tractatus

### Freunde

**Gottlob Frege (1848–1925):** Nach der Lektüre von Freges „Grundlagen der Arithmetik“ entschied Wittgenstein, Logik und Mathematik zu studieren – trotz eines ernüchternden ersten Austauschs mit dem Autor: „Er hat mich völlig fertiggemacht“, erinnerte Wittgenstein sich.

**Bertrand Russell (1872–1970):** Der Nobelpreisträger für Literatur war Wittgensteins Mentor und führte ihn in die Philosophie ein. Später entfernte sich Wittgenstein von dessen streng logischer Herangehensweise.

**David Pinsent (1891–1918):** Wittgenstein lernte seinen Liebhaber in Cambridge kennen. Als ersten und einzigen Freund beschreibt er den brillanten Studenten und widmet ihm, nach dessen Tod im Ersten Weltkrieg, den „Tractatus“.

### Feinde

1926 kam Wittgenstein zum Wiener Kreis, wo sein Erstlingswerk studiert und bewundert wurde.

**Rudolf Carnap (1891–1970)** erinnert sich: „Für mich war Wittgenstein einer der Philosophen, der den größten Einfluss auf mein Denken hatte.“ Der Umgang aber war schwierig: „Er tolerierte keine kritische Prüfung, sobald ihm eine Idee wie durch einen Akt der Inspiration gekommen war.“ 1932 beschuldigte Wittgenstein Carnap des Plagiats und brach mit ihm.

deren Orientierungsleistungen kennenzulernen. Man muss sich ja nicht gleich auf der Straße festkleben, aber mit den Praktiken der CO<sub>2</sub>-Reduktion wächst die Überzeugung der Dringlichkeit, das 1,5-Grad-Ziel zu erreichen und umgekehrt. Bei Wittgenstein sind diese Einsichten aber nur über den Weg der Sprachkritik zu haben.

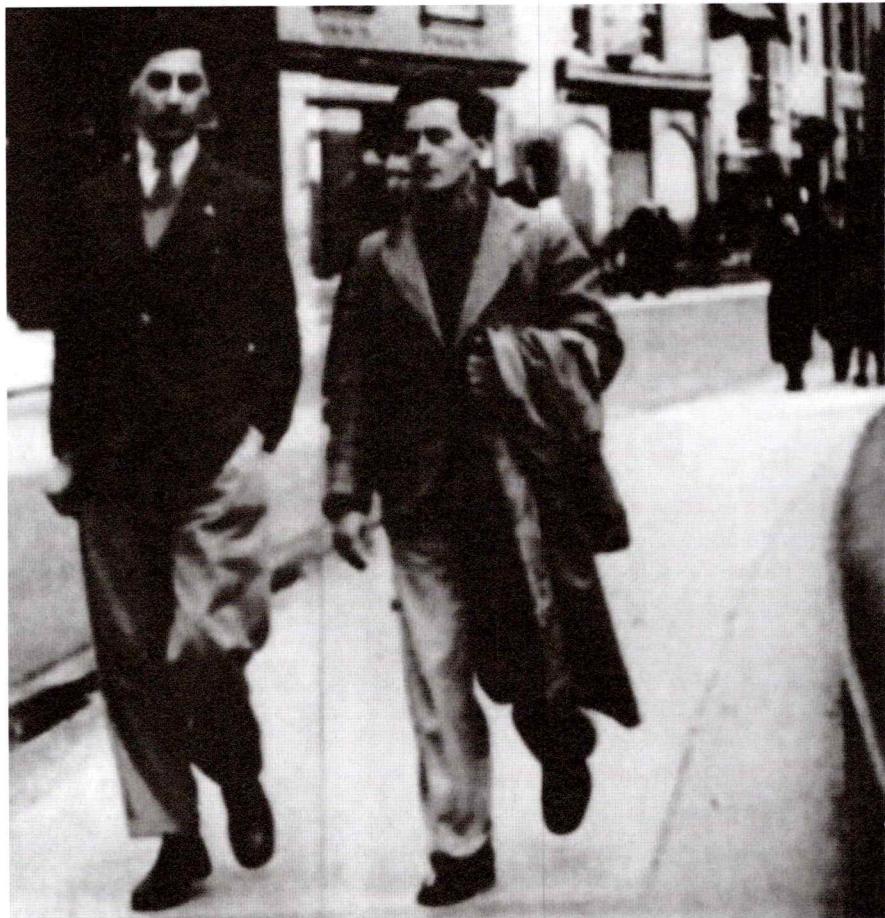
Und so beginnt „Über Gewissheit“ überaus merkwürdig mit der Aussage „Wenn du weißt, daß hier eine Hand ist, so geben wir dir alles übrige zu.“ Sie bezieht sich auf George Edward Moores Versuch, die Realität der Außenwelt durch das Heben seiner Hand und die Äußerung, dass es diese ja unzweifelhaft gibt, zu beweisen. Und sie adressiert damit zugleich eine der Grundfragen, an denen sich die Philosophen der Neuzeit – von Descartes, über Kant bis hin zu den heutigen Erkenntnistheoretikerinnen – die Zähne ausbeißen.

## Denken unter Hochdruck

Wittgenstein nun führt keinen Beweis für eine These, keine Untersuchung im klassischen Sinne, sondern lässt seine Gedanken gegen die Wand eines philosophischen Problems prallen, als kämen sie aus einem Presslufthammer: Immer und immer wieder wird hier eine These zertrümmert, dort ein Theoriekiezel herausgebrochen, bis sich die Wand in einen Haufen Bauschutt der Philosophiegeschichte verwandelt hat und man wieder in der Lebenswelt angekommen ist.

Und es hat schon etwas Spöttisches, wenn er in „Über Gewissheit“ schreibt: „Ich sitze mit einem Philosophen im Garten; er sagt zu wiederholten Malen ‚Ich weiß, daß das ein Baum ist‘, wobei er auf einen Baum in unserer Nähe zeigt. Ein Dritter kommt daher und hört das, und ich sage ihm: ‚Dieser Mensch ist nicht verrückt: Wir philosophieren nur.‘“ In diesem Spott ist zugleich eine Vorstellung des Philosophierens im Ganzen aufgehoben.

Wittgenstein hat nicht Philosophie studiert, sondern ist über die Technik zu ihr gelangt. 1889 in eine der reichsten Familien in Wien hineingeboren – sein Vater war ein Stahlmagnat –, ist er aufgewachsen im brodelnden geistigen Klima der Wiener Moderne. In Wittgensteins Elternhaus, einem opulenten Stadtpalais, gingen Künstler ein und aus. Johannes Brahms spielte dort, Gustav Klimt porträtierte Ludwigs Schwester Gretl. Wittgenstein zeigte sich bereits als Kind auch technisch begabt, bastelte etwa eine kleine Nähmaschine aus Streichhölzern, die tatsächlich einige Stiche nähen konnte. Insofern war es kein Wunder, dass er zunächst in Berlin, dann in Manchester Maschinenbau studierte.



Ludwig Wittgenstein (re.) auf einem Spaziergang mit seinem Freund und Geliebten Francis Skinner in Cambridge, 1935

**Wittgenstein untersucht die Bedeutung von Sätzen im alltäglichen Gebrauch. Er interessiert sich für ihre Spielregeln, also den Bereich, der verantwortlich dafür ist, wie wir die Welt sehen**

Zugleich begann sich der angehende Ingenieur für die Grundlagen seines Faches zu interessieren: Mathematik und Logik. Er lernt in Cambridge 1912 Bertrand Russell kennen, der gerade die „Principia Mathematica“ veröffentlicht hatte und in seinem Nachruf auf Ludwig notieren wird: „Sein Denken hatte einen fast unglaublichen Grad leidenschaftlicher und angespannter Durchdringlichkeit, die ich aus tiefstem Herzen bewundere.“

Das erste große Produkt dieser angespannten Durchdringlichkeit ist der 1918 geschriebene „Tractatus logico-philosophicus“, der Wittgenstein zum zentralen Ausgangspunkt der Analytischen Philosophie machte. Ein Text, der eigentlich eine durchnummerierte Sammlung von Aphorismen ist, die mit „Die Welt ist alles, was der Fall ist“ beginnt und mit „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“ endet.

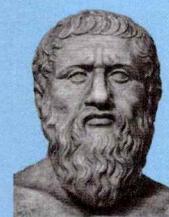
Auch wenn in der Wittgenstein-Rezeption oft vom frühen und späten Wittgenstein die Rede ist, als seien das unterschiedliche Philosophen, lässt sich bereits im „Tractatus“ ein Verständnis von Philosophie entdecken, das bis in die letzten Zeilen von „Über Gewissheit“ präsent bleibt: „Der Zweck der Philosophie“, so schreibt er in Ersterem, „ist die logische Klärung der Gedanken.“ Nur das, was alles zur „Logik“ gehört, ändert sich im Laufe der Jahre. Von Anfang an geht es nicht um die Verwandlung von Sprache in formale Logik. Sondern: „Die Philosophie soll die Gedanken, die sonst, gleichsam, trübe und verschwommen sind, klar machen und scharf abgrenzen.“

## Die Erweiterung des logischen Raumes

Wichtig für diese Klärung ist die Unterscheidung von *Sagen* und *Zeigen*. Sätze, die etwas *sagen*, können für Wittgenstein wahr oder falsch sein. Für Sätze der Logik gilt das nicht. Dass man nicht A und Nicht-A behaupten kann, gilt immer, unabhängig von jeder Erfahrung. „Die logischen Sätze“, so Wittgenstein, „beschreiben das Gerüst der Welt.“ Sie *zeigen* es.

Was Wittgenstein dann ab den 1940er-Jahren in seiner Spätphilosophie betreibt, könnte man als die fortschreitende Erweiterung jenes Gerüsts bezeichnen, die Erweiterung des logischen Raumes. In den „Philosophischen Untersuchungen“, posthum 1953 erschienen, nennt er diesen Bereich „Grammatik“. In diesem weiteren Gründungsdokument der Analytischen Philosophie untersucht Wittgenstein die Bedeutung von Sätzen in alltäglichen Gebrauchssituationen, den *Sprachspielen*. Nur wenn die sinnvoll gespielt werden können, können die Sätze auch etwas sagen. Aber wie im „Tractatus“ interessiert sich →

# Sechs Konzepte von Gewissheit



**Platon**  
(428 – 348 v. Chr.)

Bereits Platon versuchte, das Denken gegen den Relativismus zu verteidigen. In seinem Liniengleichnis unterscheidet er Abstufungen der Gewissheit: von der bloßen Meinung bis hin zu gesichertem Wissen.



**John Locke**  
(1632 – 1704)

Der Hauptvertreter des Empirismus streitet die Möglichkeit absoluter Gewissheit, die vor jeder Erfahrung steht, ab. Erst durch unsere Begriffe und Erinnerungen wird die Gesamtheit des Gegebenen zu einem sinnhaften Ganzen geformt.



**Immanuel Kant**  
(1724 – 1804)

Gewiss sind lediglich synthetische Urteile a priori, etwa  $2 + 2 = 4$ , nicht aber metaphysische Fragen nach Gott oder Freiheit. Auch empirische Erkenntnis ist fallibel und stellt damit „ein nur uneigentlich so genanntes Wissen“ dar.



**George E. Moore**  
(1873 – 1958)

Indem er „Hier ist eine Hand“ sagte und seine Hand hob, schloss er auf die Existenz der externen Welt. Damit wollte er den Skeptizismus endgültig widerlegen. Wittgenstein baute auf dieses Denken auf.



**Karl Popper**  
(1902 – 1994)

Aus Erfahrung halten wir den Satz „Alle Schwäne sind weiß“ für wahr – bis ein schwarzer Schwan ihn widerlegt. Folglich müssen wir davon ausgehen, dass Induktion keine endgültigen Gewissheiten liefert.

Wittgenstein mehr für die Spielregeln selbst, also den Bereich, der verantwortlich dafür ist, wie wir die Welt sehen, wie die Welt für uns ist.

## Sprachkritik als Medizin

Für einen Satz wie „Jeder Stab hat eine Länge“ müssen wir keine Stäbe nachmessen. Wenn wir von Stäben sprechen, sprechen wir von etwas, das eine Länge hat. Aber es gibt auch extrem knifflige „grammatische“ Sätze, etwa „daß nur ich selbst wissen kann, ob ich einen Schmerz empfinde“, was Wittgenstein „in einer Weise falsch, in einer anderen unsinnig“ findet, weil es zum einen durchaus Situationen geben kann, in denen Menschen wissen, dass andere Schmerzen haben. Zum anderen kann man selbst in aller Regel nicht *wissen*, dass man Schmerzen hat, weil man an ihnen nicht zweifeln kann. Sätze von dieser Art können schnell in einen Strudel von Missverständnissen führen, wie vor allem die in den 1940er-Jahren entstandenen Schriften zu Philosophie der Psychologie zeigen. „Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache feiert.“ („Philosophische Untersuchungen“)

Wenn das so ist, dann sind wir bei den Sätzen, mit denen „Über Gewissheit“ beginnt, auf einer krassen Party gelandet. G. E. Moore hatte sich einen

provozierend einfachen Beweis der Außenwelt überlegt: Hier ist eine Hand (hebt sich eine Hand vors Gesicht). Und hier ist eine andere Hand (hebt sich seine andere Hand vors Gesicht). Folglich gibt es zwei außerweltliche Objekte. Ergo: Es gibt eine Außenwelt. Wittgenstein nun glaubt, dass man dann auch *wissen* muss, dass da eine Hand ist. Und schwups schaut einem René Descartes über die Schulter und flüstert: Was aber, wenn ein böser Geist (heute würde man wohl sagen: eine gemeine Matrix) dir nur vortäuscht, dass da eine Hand ist? – Spätestens da wird die Party zum Exzess.

Und Wittgenstein ist als der Philosoph zur Stelle, der eine Frage wie eine Krankheit behandelt. Die Medizin ist Sprachkritik: Da zum Wissen auch das Zweifeln gehört, stellt sich die Frage, unter welchen Umständen ein Satz wie „Ich weiß, dass das meine Hand ist“ überhaupt bezweifelt werden kann. Und das sind wohl ganz spezielle (also etwa beim Aufwachen aus einer Narkose), nicht alltägliche Situationen, wie sie Moore im Sinn hatte.

Wiederum entzündet sich Wittgensteins „leidenschaftliche Durchdringlichkeit“ nicht an der Empirie oder dem Auflösen von Missverständnissen allein, sondern daran, was eigentlich zu Logik und Grammatik dazugehören kann. Hier ist „Über Gewissheit“ ein atemberaubender Text, bei dem etwas

## Der Wille zum Verstehen

Das Leben des weltberühmten Philosophen war das eines Getriebenen. Während er noch Mathematik studierte, wurde Ludwig Wittgenstein von der Philosophie „ergriffen“, erinnerte sich seine Schwester Hermine. Der Ruf der Philosophie war „so stark und so völlig gegen seinen Willen, dass er schwer unter der doppelten und widerstreitenden inneren Berufung litt und sich wie zerpalten vorkam“.

Wittgenstein folgte schließlich der Berufung und wandte sich ganz der Philosophie zu. Emsig sammelte er seine Gedanken in Notizbüchern. Noch im

Schützengraben während des Ersten Weltkriegs hörte er nicht auf, über das Verhältnis von Wirklichkeit, Logik und Sprache zu schreiben. Er wollte nicht einfach darüber schreiben – er musste es verstehen. Zu seinem Geliebten David Pinsent soll er einmal gesagt haben, lieber würde er sterben als nicht zu verstehen. Und in der Tat trug Wittgenstein sich nicht selten mit Suizidgedanken. In Zeiten, in denen er sich von der Inspiration verlassen fühlte, waren sie am stärksten. In der Biografie „Der sprachlose Philosoph“ zieht der Sozialpsychologe Christian Schneider eine

Verbindung zu Wittgensteins psychischer Konstitution: Die Suche nach Gewissheiten entsprang dem Mangel an Sicherheit und Empathie eines Menschen, der der Welt zeitlebens als Fremder gegenüberstand. Heute würde ihm wohl Autismus diagnostiziert werden: Wittgenstein wurde als besessenswitzig und autoritär, aber auch als sensibel und unsicher beschrieben. Im „Tractatus“ schreibt er: „Die Welt des Glücklichen ist eine andere als die des Unglücklichen.“

Im Laufe seines Lebens wurden die philosophischen Fragen immer drängender –

sein Lebensende verbrachte er über sein Notizbuch gebeugt an den Aufzeichnungen „Über Gewissheit“. Wittgensteins letzte Worte, die er an die Trauernden an seinem Totenbett richtete, lauteten, dass er ein glückliches Leben geführt habe. Angesichts seiner Schwermut und Rastlosigkeit mag man an diesen Worten zweifeln. Doch für Wittgenstein waren sie wahr, denn, so soll er zuvor gesagt haben: „Ich habe glücklich gelebt, wenn mir Großes gelungen ist.“ Und diesen Anspruch hat der große Philosoph ganz sicher eingelöst. / Lisa Friedrich

## Das System der Sätze, die ein Weltbild ausmachen, ist für Wittgenstein stets in Bewegung, veränderbar, entwickelt sich

Überraschendes in Wittgensteins Philosophie geschieht. Das hat mittlerweile dazu geführt, nicht nur vom frühen und späten, sondern auch vom „dritten“ Wittgenstein zu sprechen.

Wittgenstein erweitert nämlich den Bereich des Logischen um Äußerungen, die irgendwie in der Erfahrung gründen und eigentlich nicht zur Grammatik gehören. Wer sich jedoch auf die Suche nach Sätzen begibt, die auf eine merkwürdige Weise dem Irrtum entzogen sind, weil sie nicht sinnvoll bezweifelt werden können, erkennt schnell, dass das „Gerüst der Welt“ nicht nur ein überaus reichhaltiges Netz aus vielen zusammenhängenden Gewissheiten ist, sondern auch ein höchst stabiles. Wittgenstein selbst hat hier Sätze wie „Die Erde existiert seit vielen Jahren“ im Sinn, aber wir könnten ja auch danach fragen, ob der Satz „Die Häufung von Extremwetterereignissen in Europa ist ein Zeichen des globalen Klimawandels“ eine Gewissheit ist. Der Wittgenstein-Move dabei ist stets, sich zu fragen, ob man Sätze dieser Art sinnvoll bezweifeln kann, ob Zweifel möglich ist.

Was dieser Prüfung standhält, gehört offenbar zu jenem stabilen Gerüst unbezweifbarer Gewissheiten, das Wittgenstein als Weltbild bezeichnet. „Aber mein Weltbild“, schreibt Wittgenstein in der vielleicht bezwingendsten Passage von „Über Gewissheit“, „habe ich nicht, weil ich mich von seiner Richtigkeit überzeugt habe; auch nicht, weil ich von seiner Richtigkeit überzeugt bin. Sondern es ist der überkommene Hintergrund, auf welchem ich zwischen wahr und falsch unterscheide.“ Ein Weltbild erwerben wir implizit mit dem Lernen funktionierender Weltaneignung über die Sprache. „Die Sätze, die dieses Weltbild beschreiben, könnten zu einer Art Mythologie gehören. Und ihre Rolle ist ähnlich der von Spielregeln, und das Spiel kann man auch rein praktisch, ohne ausgesprochene Regeln lernen.“ Wenn das so ist, dann ist das System der Sätze, die ein Weltbild ausmachen, stets in Bewegung, ist veränderbar, entwickelt sich. „Man kann sich vorstellen, daß gewisse Sätze von der Form der Erfahrungssätze

erstarren wären und als Leitung für die nicht erstarren, flüssigen Erfahrungssätze funktionierten; und sich dies Verhältnis mit der Zeit änderte, indem flüssige Sätze erstarren und feste flüssig würden.“ Wittgenstein vergleicht diese Prozesse mit einem Flussbett, in dem hier und da Sand angeschwemmt wird, sich verfestigt, dann wieder löst und vom Wasser fortgetragen wird.

Dass das Flussbett in Bewegung ist, heißt aber nicht, dass alles fließend oder verhandelbar ist. Wir können nicht beschließen, dass von jetzt an neue Gewissheiten gelten, haben keine Macht über das Flussbett, sondern sind im besten Falle Beobachterinnen desselben, können feststellen, dass es sich verändert, dass sprachliche Formen neue Bezirke der Wirklichkeit erschließen.

Tiefgreifende Konflikte – wie in der Corona-pandemie zwischen Impfgegnern und Impfbefürworterinnen – entstehen, wenn Weltbilder aufeinandertreffen. Denn sie lassen sich nicht wiederum als wahr oder falsch erkennen, egal wie viele Gründe man aufbietet. „Am Ende der Gründe steht die Überredung“, bemerkt Wittgenstein dazu lapidar und benutzt dafür das Bild der Bekehrung. Was er damit meint, ist wiederum nicht die völlige Beliebigkeit, das Annehmen von irgendeinem esoterischen Quatsch, sondern die Teilnahme an anderen Formen der Lebenspraxis, zum Beispiel, weil sie bessere Orientierung bieten. In der Situation, in der die eine die andere eine Ketzerin oder einen Narren schimpft, scheint keine Vermittlung möglich außer dem Versuch, mit geteilten Praktiken auch geteilte Gewissheiten zu erwerben.

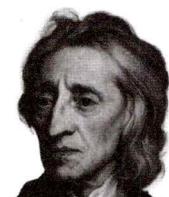
Ob der rasende Stillstand, den die symbolische Praxis der Klimakleber erzeugt, einen politischen Paradigmenwechsel befördert, ist fraglich. Aber zumindest erinnert er an die Gewissheit, dass es nur eine Erde gibt, auf der gelingendes menschliches Leben möglich ist. Und dass es sich lohnt, buchstäblich an ihr zu hängen. Denn dass der menschengemachte Klimawandel sich ereignet, daran ist wohl kein vernünftiger Zweifel mehr möglich. /

# Was ist Essenzialismus?

→ Auffassung, der zufolge Menschen, Tiere, Gegenstände et cetera bestimmte notwendige, also wesenhafte Eigenschaften haben

Von Theresa Schouwink

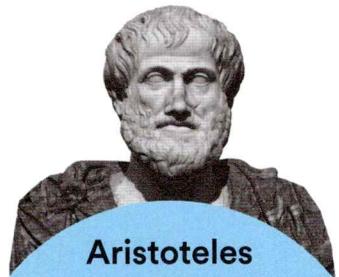
Neuzeit und



John  
Locke

Er unterscheidet zwischen „realer Essenz“ und „nominaler Essenz“. Unsere Arten- und Gattungsbegriffe (z. B. „Mensch“ oder „Gold“) beziehen sich nur auf Letzteres: Sie sagen uns nichts über die innere Natur der Dinge, sondern sind Ergebnis unserer Wahrnehmung und Benennungen.

Antike und Mittelalter



Aristoteles

Er gilt – in der Nachfolge Platons – als Begründer des Essenzialismus. Ihm zufolge haben Individuen „akzidentielle“ Eigenschaften, die ihnen zufälligerweise zukommen und „essenzielle“ Eigenschaften, die sie zu dem machen, was sie sind. So ist Sokrates' Haarfarbe eine akzidentielle Eigenschaft, sein Menschsein aber essenziell. Auch Arten beziehungsweise Spezies haben Aristoteles zufolge essenzielle Merkmale. Für den Menschen ist dies die Rationalität.

## Essenz als Definition

Für Aristoteles ist die Essenz „das, was es für eine Sache heißt zu sein“ (*to ti ên einaî*). Die essenziellen Eigenschaften einer Entität definieren sie und können andere Eigenschaften von ihr erklären. So kann die Rationalität des Menschen seine Sprachfähigkeit erklären. Aufgabe der Wissenschaft ist die Erkenntnis der (real vorhandenen) Esszenzen.

## Mittelalterliche Theologie / Scholastik

Der aristotelische Essenzialismus wird mit dem christlichen Schöpfungsgedanken verbunden: Die unveränderlichen essenziellen Eigenschaften kommen den Entitäten durch Gottes Plan zu. Im Gegensatz zu den irdischen Seienden, die immer auch akzidentielle Eigenschaften haben, fallen in Gott als vollkommenem Wesen Existenz und Essenz in eins.

## Essenz als normatives Ziel

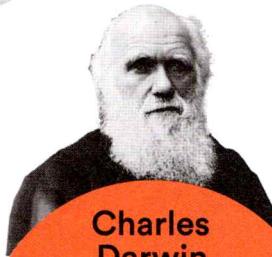
Etwas ist gut, wenn es seine Essenz besonders vollkommen verwirklicht. Für ein Messer ist die Schneidefähigkeit essenziell, ein gutes Messer ist eines, das gut schneidet. Für den Menschen ist die Rationalität essenziell, ein gutes Leben besteht für ihn in einem Leben gemäß der Vernunft.

## Reale Essenz

Die innere, verborgene Konstitution einer Entität, die ihre beobachtbaren Eigenschaften erzeugt und die Sache zu dem macht, was sie ist.

## Nominal Essenz

Die abstrakte Idee, die wir durch die Zusammenstellung ähnlicher Eigenschaften, die wir an verschiedenen Entitäten wahrnehmen, erlangen und mit einem Namen versehen. Zum Beispiel gruppieren wir die Eigenschaften „gelbliches, schweres, formbares ... Metall“ zusammen und nennen es Gold. Bei diesen Definitionen spielen menschliche Entscheidungen immer eine Rolle.



**Charles Darwin**

Der Evolutionstheorie zufolge haben Spezies keine feststehenden, essentiellen Eigenschaften, sondern entwickeln sich in einem Prozess von zufälliger Mutation und Selektion, in dem sich auch neue Arten herausbilden.

**Jacques Derrida**

Begriffe sagen nichts über die inhärente Essenz von Entitäten, sondern erhalten ihre Bedeutung nur innerhalb der Sprache in Abgrenzung zu anderen Begriffen. Ihre Bedeutung ist immer kontextabhängig und verschiebt sich beständig.

**Jean-Paul Sartre**

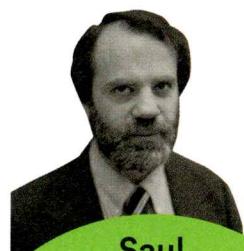
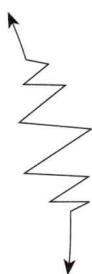
„Die Existenz geht der Essenz voraus“, so Sartres Überzeugung. Der Mensch hat kein feststehendes Wesen und einen daraus folgenden Sinn im Leben, vielmehr muss er sich in seinem Lebensvollzug selbst definieren.



**Judith Butler**

Es gibt weder eine soziale noch eine biologische Essenz des Geschlechts. Vielmehr entstehen Weiblichkeit und Männlichkeit durch die wiederholte Aufführung weiblich beziehungsweise männlich konnotierter Handlungen.

## Kritik des Essenzialismus



**Saul Kripke**

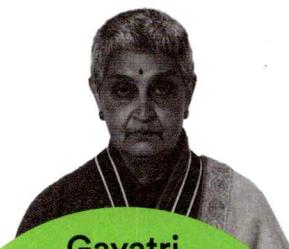
Er vertritt eine modallogische Auffassung des Essenzialismus: Die Eigenschaften einer Identität sind ihre notwendigen Eigenschaften. Für Kripke gehört hierzu unter anderem der Ursprung einer Sache – zum Beispiel die bestimmte Ei- und Samenzelle, aus der ein Mensch hervorgegangen ist, oder der bestimmte Holzblock, aus dem ein Tisch gemacht ist.

## Revival des Essenzialismus



**Martha Nussbaum**

Sie schließt an Aristoteles an und übernimmt auch dessen normativen Essenzialismus, allerdings in einer nichtmetaphysischen oder biologischen Form. Menschen haben bestimmte Fähigkeiten und Bedürfnisse – zum Beispiel Freude- und Schmerzempfinden, Denkfähigkeit –, die es ethisch und politisch zu berücksichtigen gilt.



**Gayatri Chakravorty Spivak**

Sie plädiert für einen „strategischen Essenzialismus“: Obwohl es tatsächlich kein natürliches „Wesen“ der Geschlechter oder bestimmter Bevölkerungsgruppen gebe, müssen sich diskriminierte Gruppen für den Emanzipationskampf zeitweise auf ihre Identitäten berufen.

## Mission Impossible

**Johann Gottlieb Fichte**, ein Vertreter des Deutschen Idealismus, schreibt, der „wahre Glaube“ werde „konstruiert durch das Rechttun“. Hier eine Deutungshilfe

Von Timm Lewerenz

## Die Relevanz

Was wissen wir schon über die Welt an sich? Die Wirklichkeiten, in denen wir leben, entstehen in unseren Köpfen. Sie sind geprägt von unseren subjektiven und fehlerhaften Sinnen, geordnet durch unseren Verstand. Philosophisch begründet hat das Immanuel Kant, der der menschlichen Vernunft bescheidene Grenzen aufzeigte. Über die Dinge „an sich“ könne man nichts Definitives sagen, und erst recht alles Göttliche entziehe sich unserem Vorstellungsvermögen. Sein Schüler Johann Gottlieb Fichte bewertet das anders: Dass der Mensch seine Wirklichkeit entwirft, ist für ihn kein Zeichen der Begrenzung unserer Erkenntnis, sondern ein Akt schöpferischer Freiheit. Schließlich erschafft er eine Welt nur mittels seines Geistes. Doch woher hat der Mensch eigentlich seinen geistigen Bauplan?

## Das Zitat

„Unsere Welt ist das versinnlichte Materiale unserer Pflicht; dies ist das eigentlich Reelle in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Der Zwang, mit welchem der Glaube an die Realität derselben sich uns aufdringt, ist ein moralischer Zwang; der einzige, welcher für das freie Wesen möglich ist. (...) Dies ist der wahre Glaube; diese moralische Ordnung ist das Göttliche, das wir annehmen. Er wird konstruiert durch das Rechttun.“

„Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ (1798)

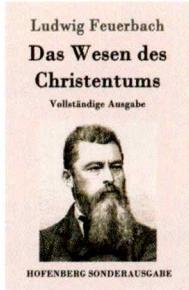
## Die Erklärung

Der Idealist Fichte entwickelt ein System der absoluten Freiheit: Darin entwirft beziehungsweise „setzt“ das Subjekt die Wirklichkeit, ihre Strukturen und Bedeutungen, gänzlich ohne äußeren Zwang. Doch dass wir die Welt *setzen*, heißt nicht, dass wir sie *erfinden*. Wir bringen vielmehr zur Entfaltung, was eine Instanz in uns angelegt hat, von der wir selbst Teil sind: Gott. Das Göttliche verspüren wir in dreierlei Hinsicht: Als *Pflicht* hält es uns dazu an, eine Welt zu entwerfen beziehungsweise zu „versinnlichen“. Als *Zwang* drängt es uns dazu, an die „Realität“ dieser Welt zu glauben. Und als *Gewissen* regt es uns dazu an, moralisch zu handeln. Das Göttliche ist ein Impuls, der sich im „Rechttun“ verwirklicht, ein Potenzial, das wir in all unserer vereinzelten Ichheit teilen.

## Ein großes Werk in einem Satz

## Das Werk

„Das Wesen des Christentums“ (1841)



## Der Autor

Ludwig Feuerbach

Der Mensch erschuf Gott als vollkommenes Ebenbild seiner Ideale, Wünsche und Sehnsüchte, deren eigentlich unerreichbare Erfüllung er sich in einem seligen Jenseits erhofft.

## Q&amp;A

## Haben Sie einen Urlaubstipp, Herr Konfuzius?



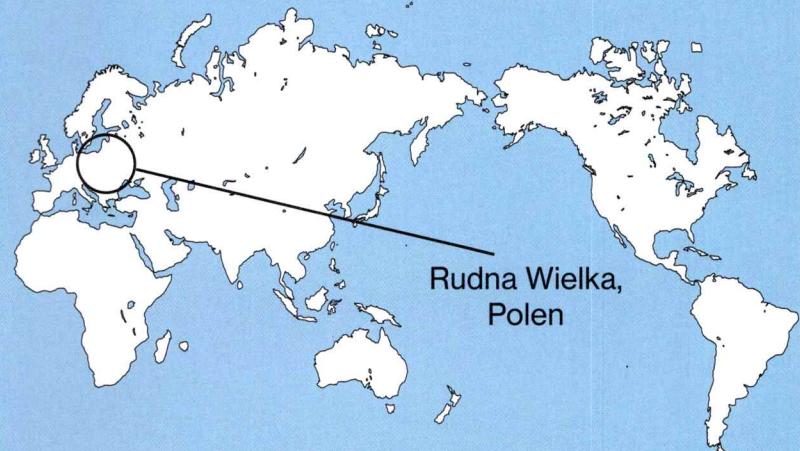
„Wer auf die Kenntnis der äußereren Dinge aus ist, findet Freude am Wasser. Wem es aber um sittliche Vollkommenheit geht, der erfreut sich an den Bergen. Der eine ist ständig in Bewegung, der andere voll innerer Ruhe. Der eine findet Vergnügen, der andere hat ein langes Leben.“

Konfuzius (ca. 551 v. Chr.–479 v. Chr.): „Gespräche“

## Izydora Dąmbska

(1904–1983)

### Philosophin und Übersetzerin



Nicht jeder Widerstand findet an der Waffe statt. Auch mit Schreibfeder und Lehrerpult lässt sich ein Zeichen setzen. Kaum jemand repräsentiert dies so eindrucksvoll wie die polnische Philosophin Izydora Dąmbska. Nach ihrem Studium bereist sie Frankreich, Deutschland und Österreich, knüpft Kontakte zum Wiener Kreis. Während des Zweiten Weltkriegs tritt sie der Heimatarmee bei, gibt Unterricht, verborgen vor den Augen der deutschen Besatzer. Diese widerständige Haltung führt sie auch später fort: Zweimal wird ihr, die sich für die Freiheit der Universität starkmacht, die Lehrerlaubnis entzogen. Dąmbska verfasst elf Bücher, Hunderte Abhandlungen und Übersetzungen ins Polnische. Ihr Hauptinteresse gilt der Erkenntnistheorie, Logik und Sprachphilosophie, die in ihren Schriften oft ineinander greifen, wie ihr Essay „Über die semiotischen Funktionen des Schweigens“ (1971) zeigt. Darin erläutert sie, dass Stille mehr ist als ein Nichtreden. Die Stille des Mystikers bedeutet eine Hinwendung zum Unaussprechlichen. Der Rhetoriker nutzt das Schweigen als Stilmittel. Stille kann zwei Funktionen erfüllen: Entweder ist sie der subjektive *Ausdruck* eines emotionalen Zustands. Oder aber das Schweigen wird selbst zur *Information*. Hierbei wird die Urteilskraft des Gegenübers mit einbezogen. Das Schweigen im Sinne des *Verschweigens* ist eine Lücke, die keine Pause ist, sondern eine Markierung des Nichtgesagten, das dennoch verstanden wird. Dąmbska stirbt 1983, betrauert nicht nur von ihrer Zunft. Selbst der Papst ehrt ihre Verdienste. Die große Theoretikerin des Schweigens: Sie hatte viel zu sagen.

#### Zum Weiterlesen

Jan Woleński: „On Izydora Dąmbska and Her Philosophy“ (Organon 41, 2009)

# Impulse für ein freieres Leben.

Streitbar. Lebensnah. Konkret.

INKLUSIVE:  
**PhiloMag+**

Zugang zu allen digitalen Inhalten auf [philomag.de](http://philomag.de) und zum Webkiosk



**philosophie**  
Magazin

**Ich möchte lieber nicht** *Die Kraft des Neinsagens*



**Was heißt es, links zu sein?**  
Juli Zeh diskutiert mit Sahra Wagenknecht

**Hannah Arendt in New York**  
Auf den Spuren der großen Denkerin

**Canetti und die Macht**

Klassikerdossier und Sammelbeilage



**philosophie** Thema  
Magazin

**Pflanzen**

**Braucht Warum Was**  
**die Natur berührt uns weiß die**  
**Rechte? der Wald? Wildnis?**

Mit Hartmut Rosa, Peter Wohlleben, Emanuele Coccia, Sumana Roy, Judith Schalansky, Michael Marder und vielen mehr

Alle Abos auch als SchülerInnen-/StudentInnenabo oder Geschenkabo erhältlich.

# ABONNEMENTS

## Sommeraktion

Beim Kauf bis einschließlich

27.08.2023

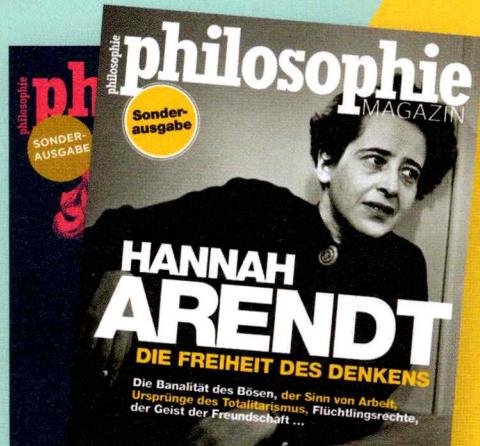
und Eingabe des Gutscheincodes

23sommer25

erhalten Sie 25% Rabatt auf jedes neu abgeschlossene Abonnement!

25%

\* Alle verfügbaren Prämien finden Sie online unter [philomag.de/abo](http://philomag.de/abo)



### Probeabo

3 Ausgaben und PhiloMag+ Digitalzugang zum Kennenlernen

20 Euro

### Jahresabo Standard

Alle 6 regulären Ausgaben  
+ Prämie nach Wahl \*  
+ PhiloMag+ Digitalzugang

50 Euro



### Jahresabo Plus

Alle 6 regulären Ausgaben  
+ 4 Sonderausgaben  
+ Prämie nach Wahl \*  
+ PhiloMag+ Digitalzugang  
+ Zugriff auf das komplette digitale Heftarchiv (Webkiosk oder App)

80 Euro

Preise für das Ausland finden Sie online.

[philomag.de/abo](http://philomag.de/abo)

Leserservice: +49 (0)40 / 38 66 66 309

### Berauscht im Blätterwald

### Auf Salami Rose Joe Louis' neuem Album „Akousmatikous“ wuchern Songs wie Schlingpflanzen



In der philosophischen Schule des Pythagoras waren Neulinge zunächst zur Blindheit verdammt. Anders als der innere Kreis der etablierten Schüler saßen sie während des Unterrichts hinter einem Vorhang und konnten den Meister beim Sprechen nicht sehen. Im Mittelpunkt ihrer Wahrnehmung stand daher nicht das sichtbare Äußere, also die Mimik und Gestik des Vortragenden, sondern die Präsenz seiner Stimme sowie die von ihr geäußerten Weisheiten, die sogenannten *akousmata*. Es gilt das gesprochene Wort.

Im Lauf des 20. Jahrhunderts wurde der Begriff aus der Philosophie in die Sphäre der Musik transponiert: „Akousmatik“ beschreibt seither vor allem Stücke, die, in den Worten des Komponisten Francis Dhomont, „von Anfang an dafür konzipiert“ sind, „ohne visuelle Interventionen gehört zu werden“. Die kalifornische Musikproduzentin und studierte Planetenwissenschaftlerin Lindsay Olsen,

Künstlername Salami Rose Joe Louis, bekennt sich mit ihrem neuen Album nun explizit zu dieser musikphilosophischen Traditionslinie: Sie sei „begeistert von dem Konzept, einem Klang zu lauschen, ohne die Quelle zu kennen“, erklärte sie anlässlich der Veröffentlichung von „Akousmatikous“. Eine Aussage, die quer zur gegenwärtigen Popkultur steht, zeichnet sich diese doch durch eine fast neurotische Fixierung auf Persönlichkeiten, Prominente, Superstars aus: mithin Personen, die als hör- und sichtbare Urheber eines bestimmten Werkes gelten. *The singer; not the song*, wie ein Pop-Bonmot besagt.

Es gehe ihr zentral um den „Akt des Lauschens“, so Olsen weiter: um eine geschräfte akustische Wahrnehmung, die erst dann möglich wird, wenn die Musikerin hinter dem Werk, also der Vinylplatte, CD oder dem Download verschwindet. Selbst ein der Kulturindustrie denkbar fern stehender Kritiker wie Theodor W. Adorno könnte ihr hier zustimmen: Der Musikliebhaber dürfe sich freuen, so der Philosoph, beim Hören sogenannter Konservenmusik „der Hemmungen und Ablenkungen ledig zu sein, von denen er in Konzerten und verwandten öffentlichen Veranstaltungen geplagt wird.“ Gerade das technisch vermittelte Kunstwerk gewinne nämlich paradoxerweise „eine Leibnähe, welche die Unmittelbarkeit der lebendigen Aufführung oft dem gerade versagt, der auf konzentrierte Wahrnehmung aus ist.“

Was hören wir also, wenn wir dem Titeltrack von „Akousmatikous“ lauschen, mit geschlossenen Augen, in der Privatsphäre unserer Kopfhörer? Ein elektronisches Flimmern, irgendwo zwischen abstraktem Hip-Hop, Jazz, Drum 'n' Bass. Wir hören abrupte Takt- und Raumwechsel, hektische Breakbeats, das Piepsen einer interplanetaren Telefonwarteschleife, dann plötzlich einen Streichersatz aus einem nie gedrehten Science-Fiction-Film der 1950er-Jahre. Und über allem, als kosmische Hintergrundstrahlung, der mutierte, multiplizierte Sirenengesang von Salami Rose Joe Louis.

Aller Abneigung gegenüber dem Visuellen zum Trotz gibt es auch ein animiertes Video zum Track, die Künstlerin performt nachts in der Hollywood-Bowl, aber anonym, sie verschwindet fast hinter ihren elektronischen Gerätschaften und ihrer Schirmmütze. Auch die Zuschauerreihen sind leer, nur ein einsamer Putzmann fegt friedlich den Boden. Aber als er eine aus dem Beton sprühende Blüte zerstört, schlägt die Natur zurück: Traumatisch-tropische Gewächse drängen aus der Erde, überwuchern die Lautsprecherboxen, penetrieren die Ohren des Mannes, reißen der Musikerin schließlich den Kopf ab, *la mort de l'auteur*. Jedes Werk der Poesie solle in die Welt kommen „wie Blätter an einem Baum“, forderte einst der Dichter John Keats. Das Video zu „Akousmatikous“ legt nahe: Auch Musik sollte so entstehen. Natürlich, urwüchsig, un-menschlich. Ortlos wie ein Rhizom. Als reines Hör-Ereignis. / Florian Werner

Salami Rose Joe Louis: „Akousmatikous“ (Brainfeeder), 19.05.2023

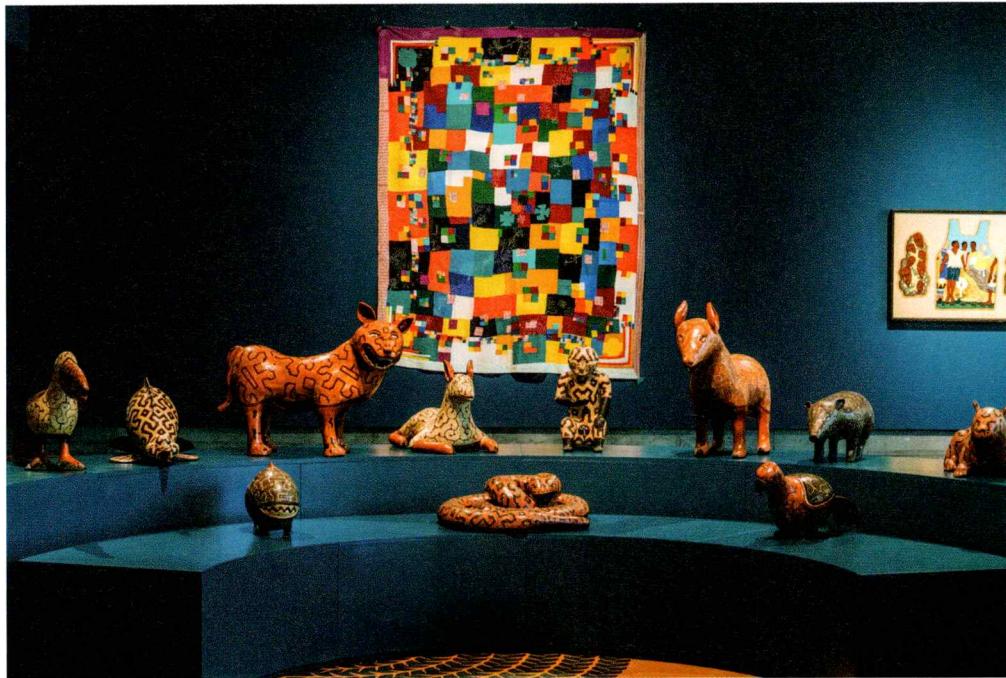


Florian Werner ist promovierter Literaturwissenschaftler und Autor. Seine Werke wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet. Zuletzt veröffentlichte er: „Der Stuttgart-Komplex. Streifzüge durch die deutsche Gegenwart“ (Klett-Cotta, 2022)

## Ausstellung

# Vom Schatten ins Licht

## Die Ausstellung „O Quilombismo“ im Haus der Kulturen der Welt setzt auf die Sichtbarmachung des Verdrängten und Vergessenen



Mit der Ausstellung „O Quilombismo“ öffnet das Haus der Kulturen der Welt nach langer Renovierung wieder seine Türen und setzt damit den künstlerischen Auftakt der neuen Intendanz von Bonaventure Soh Bejeng Ndikung und seinem Team. Das Wort „Quilombo“ kommt aus den Bantu-Sprachen, etablierte sich im Brasilien des 17. Jahrhunderts und bezeichnet Gemeinschaften, die entflohenen Sklaven („Maroons“) gebildet haben. Quilombo – so der brasilianische Künstler, Theoretiker und Aktivist Abdias Nascimento – „bedeutet brüderliche und freie Wiedervereinigung oder Begegnung; Solidarität, Zusammenleben, existenzielle Gemeinschaft.“ Es ist ein Konzept der Befreiung von kolonialen Herrschaftsstrukturen und zugleich eines Neuanfangs jenseits von Unterdrückung. Die Geschichte des Quilombismus erzählt einen Prozess der Revolte, der geleitet ist von einem Streben nach Gerechtigkeit und sich sowohl auf die kolonialen Subjekte als auch auf ihre Lebensräume und Kulturen

bezieht. Sie kann, wie Bonaventure erläutert, „als die lange Geschichte der anhaltenden Kämpfe beschrieben werden, die einen Spalt aufreißt, durch den die in der Vergangenheit Entmenschlichten Luft zum Atmen bekommen.“

Quilombo lässt sich als vielschichtiges Leitmotiv für das Programm der kommenden Jahre im Haus der Kulturen der Welt verstehen. Es wird künftig darum gehen, marginalisierten Gruppen einen Raum in der Öffentlichkeit zu geben, damit sie aus dem Schatten der Geschichte heraustreten können, in den die westliche Kultur sie gedrängt hat. Auf der einen Seite wird dem westlich sozialisierten Publikum damit der Spiegel seiner eigenen unterdrückenden Kulturgeschichte vorgehalten. Auf der anderen Seite werden ihm aber auch Weltzugänge eröffnet, die nicht von einem individuellen Herrschaftsdenken getrieben sind. Dadurch soll letztlich ein interkulturelles Verständnis entwickelt und der Boden für eine gerechtere Weltgemeinschaft bereitet werden.

Wie man sich das vorstellen kann, zeigt die erste Ausstellung. Sie führt den Besucher an auf der ganzen Welt verteilte Orte des Widerstands marginalisierter Gruppen. So sind etwa an Fruchtbarkeitspuppen aus Namibia angelehnte Figuren zu sehen, kunstvoll gestickte Teppiche einer indischen Siddi-Community, zoomorphe, an die Tradition der indigenen Shipibo-Conibo angelehnte Tierfiguren aus Peru oder perlenbestickte Flicken, die auf die 200 Jahre alte Black-Masking-Tradition aus New Orleans referieren. Beeindruckend ist, wie die Ausstellung mit Skulpturen im Garten, Bildern und Gewändern im Flur sowie einem eindrucksvollen Fresko im Foyer das gesamte Gebäude bespielt. In Kombination mit den Texten des Katalogs lässt dies den Besuch zu einer inspirierenden und sehr lehrreichen *tour du monde* werden. / Friedrich Weißbach

Haus der Kulturen der Welt,  
John-Foster-Dulles-Allee 10,  
10557 Berlin, 02.06. – 17.09.2023

## Philosophen im Widerstand

Die Dokureihe „*Die Résistance*“ macht deutlich, dass politischer Widerstand gegen die Nazis in Frankreich maßgeblich von mutigen Männern und Frauen ausging – aber auch Philosophen eine Rolle spielten

Wer an politischen Widerstand im Frankreich des Zweiten Weltkriegs denkt, hat vielleicht Bilder gekappter Telefonleitungen, sabotierter Zugschienen, von Flugblättern und Sprengstoff vor dem inneren Auge. Und selbstverständlich gehörte auch all das tatsächlich zum Freiheitskampf. Die Wucht der Dokureihe „*Die Résistance*“ allerdings, die aktuell in der Arte-Mediathek kostenfrei abgerufen werden kann, liegt darin, dass sie neben diesem praktischen Aspekt des Widerstands noch eine weitere Ebene illustriert. Der französische Autor und Drehbuchautor Patrick Rotman stellt in plastischen Porträts neben Dutzenden mutigen Frauen und Männern der Tat nämlich auch Philosophen wie Jean Cavaillès oder Georges Canguilhem vor. Auch erfahren wir interessantes über das Engagement der Denkerin und Mystikerin Simone Weil. Sie alle haben ihre Landsleute zwar auch als Maquisards und Saboteure unterstützt, der Bewegung aber vor allem eine gedankliche Tiefe verliehen, die diese widerständiger machte. Philosoph und

Widerstandskämpfer statt Philosoph oder Widerstandskämpfer. Diese Zuschreibung trifft auf einige mutige Figuren der Ideengeschichte zu, an die diese Serie erinnert.

Besonders interessant ist dabei die Sequenz zu Jean Cavaillès, den Charles de Gaulle in seinen Memoiren wie folgt charakterisierte: „Cavaillès, ein Philosoph, den seine Natur zur Vorsicht veranlasst hat, den aber sein Hass auf die Unterdrückung zur stärksten Kühnheit trieb.“ Jean Cavaillès hinterließ nicht nur ein umfangreiches philosophisches und mathematisches Werk, sondern verkörperte als Mitglied der Résistance der ersten Stunde auch den prototypischen Philosophen im Widerstand. So war er in der Lage, alles gleichzeitig zu tun – Vorlesung vorbereiten, Texte verfassen, Mitstreiter anwerben, Sabotagen durchführen, neue Chiffriersysteme entwickeln –, und bewies dadurch, dass Denken und Handeln sehr nah beieinanderliegen können. „In der Hartnäckigkeit von Cavaillès liegt etwas Erschreckendes“, schrieb sein Verbündeter

Georges Canguilhem über ihn. „Er ist ein mit Sprengstoff vollgepumpter philosophischer Mathematiker, ein waghalsiger Klardenker, ein Entschlossener ohne Optimismus. Wenn das kein Held ist, was ist dann ein Held?“

Ein absolutes Eintreten für die Freiheit prägte auch die Existenz Simone Weils. Gleich zu Beginn des Krieges entwickelte sie den Plan eines Sonderverbands französischer Frontkranke-schwestern, die nur an den gefährlichsten Orten eingesetzt werden sollten, um direkt in der Schlacht Erste Hilfe zu leisten. Nachdem sie 1940 nach Marseille fliehen musste, weshalb aus diesem Vorhaben nichts wurde, nahm sie zunächst dort an Widerstandsaktionen teil, bevor sie Anfang 1943 von London aus die Bewegung „Freies Frankreich“ unterstützte. Und das obwohl sie intensiv an ihrem Buch „Die Verwurzelung“ arbeitete, das ihr Hauptwerk werden sollte.

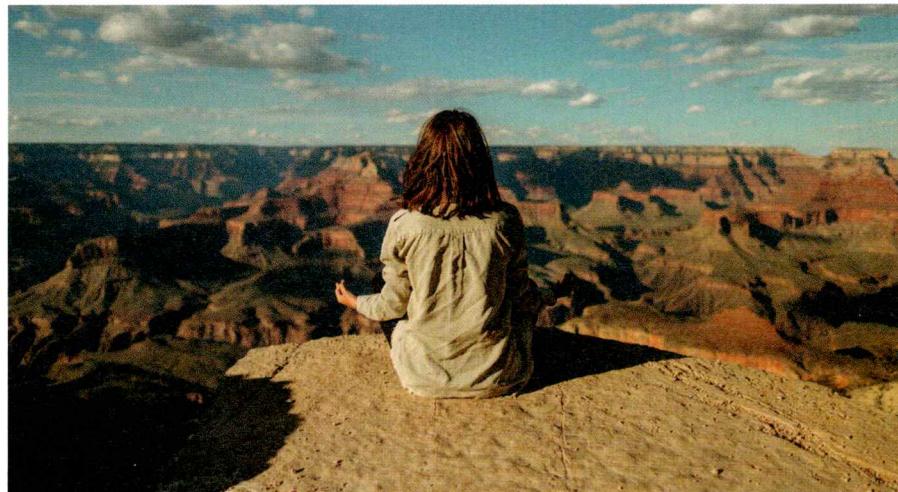
Trotz der spürbaren Bewunderung des Regisseurs für diese beiden sowie zahlreiche andere im Laufe der vierteiligen Reihe vorgestellten intellektuellen Freiheitskämpfer gelingt es Patrick Rotman, diese nicht zu idealisieren und sie in der Wichtigkeit nie über ihre Kameraden zu stellen. Der eigentliche Protagonist der Reihe bleibt das Streben nach Freiheit, das durch die unterschiedlichsten Persönlichkeiten hier so anschaulich präsent wird, wie es nur selten der Fall ist. Eine unbedingt sehenswerte Produktion.

/ Dominik Erhard

„Widerstand – Die Résistance“, Regie: Patrick Rotman, bis 30.10.2023 in der Arte-Mediathek

## Liebe zur Weisheit

Durch den Podcast „METIS Wisdom Talks“ wird klar, dass „Weisheit“ kein leerer Begriff sein muss, sondern für die Herausforderungen der Gegenwart zentral ist



Manche Begriffe haben die seltsame Eigenschaft, enorme Bedeutung zu besitzen und gleichzeitig nichtssagend zu sein. Wie auf wenig andere Begriffe trifft dies auf die Weisheit zu. Weisheit, derer Liebe sich die Philosophie seit jeher verschreibt, klingt für unsere Ohren nicht nur nach Erkenntnisgewinn, sondern auch nach bunten, schlecht designten Kalendersprüchen. Man denkt an Mönche, die ihr Leben in Stille verbringen, aber auch an Meditationsapps, die Manager zwischen Meetings zum Runterkommen nutzen.

Umso wichtiger ist da der Podcast „Wisdom Talks“ („Weisheitsgespräche“) des Portals für interkulturelle Weisheitsliteratur und Weisheitspraktiken METIS sowie der ETH Zürich. Dort nämlich werden verschiedenste Weisheitstraditionen wie der Daoismus, die Stoia, skeptische Traditionen und viele mehr verständlich erläutert und so deutlich, dass wir noch immer ein zu unklares, oft esoterisch verstelltes Bild dieser Philosophien haben. Doch beschränken sich die circa 40-minütigen Folgen nicht nur auf die Erläuterung zentraler Strö-

mungen, eine Vorstellung wichtiger Autorinnen und Autoren sowie kundige Einführungen in deren Werke. Neben akademisch geschulten Denkerinnen und Denkern kommen zudem auch Personen zu Wort, die langjährige Erfahrung in Meditation oder Weisheitspraktiken gesammelt haben.

Besonders hörenswert für den Einstieg ist die Folge mit dem Titel „Weisheit: Über das, was uns fehlt (German)“, in der sich der Initiator des Projekts, Michael Hampe, mit dem Philosophen und Fernsehmoderator Gert Scobel darüber austauscht, warum gerade die Nichtanwendung jeglicher Regeln in Situationen der Unwissenheit eine weise Entscheidung sein kann. Welches Thema wäre vor dem Hintergrund unserer aktuellen Lage zentraler? / Dominik Erhard

„METIS Wisdom Talks“ finden Sie überall, wo es Podcasts gibt, und unter: [metis.ethz.ch/podcastverzeichnis](http://metis.ethz.ch/podcastverzeichnis)

## Jetzt kommt die Sonne

Unser Themenheft über Liebe, Streit und Ewigkeit

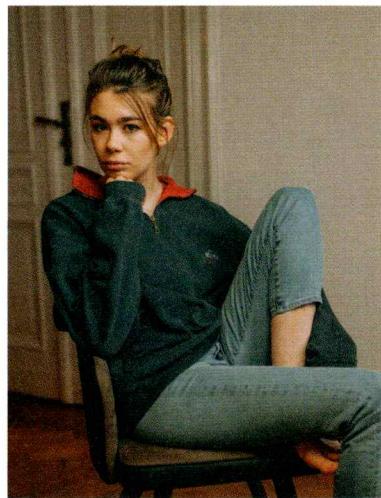


Themenhefte entdecken und portofrei bestellen

# Agenda

## Gespräch

### Ronja von Rönne mit Olli Schulz: Trotz



Trotz hat ein schlechtes Image. Der bloße Klang des Wortes weckt Assoziationen an unkooperative Personen im Arbeitsleben, wütende Bürger oder schreiende Kinder, die sich strampelnd gegen absolut alles wehren. Doch Trotz ist ebenso ein Zeichen von positivem Widerstand. Einst wurde er als Symptom von Widerstandsfähigkeit, Furchtlosigkeit und sogar Mut angesehen. Sich einer Sache, einer Person oder dem Leben selbst zu widersetzen – ist das nicht ein erstrebenswertes Ziel für uns alle? Die Schriftstellerin Ronja von Rönne untersucht in ihrem neuen Buch „Trotz“ (dtv, 2023) das Phänomen und befreit es von seinen negativen Assoziationen. In ihrem persönlichen Essay bietet sie eine frische Sichtweise und lädt zu einer Reise durch Philosophie, Psychologie und ihre eigenen Erfahrungen ein – denn eine trotzige Haltung gegenüber dem Leben kann uns allen zugutekommen. Im Gespräch mit dem Singer-Songwriter Olli Schulz spricht Ronja von Rönne über eine missverstandene Geisteshaltung. / Dominik Erhard

Berlin, 25.08.2023, 20.00 Uhr  
[literatur-live-berlin.de](http://literatur-live-berlin.de)

## Vortrag

### Was ist Sprache?

Vortrag zu Grundbegriffen philosophischen Denkens: Dient Sprache nur der Kommunikation bereits fertiger Gedanken oder prägt sie unser Denken?

Moosach, 10.07.2023, 19 Uhr  
[mvhs.de](http://mvhs.de)

## Vorlesung

### From Science to Pseudoscience

Eine systematische Betrachtung der Abwege, auf die Wissenschaft geraten kann.

Hamburg, 12.07.2023, 17:15 Uhr  
[www.philosophie.uni-hamburg.de](http://www.philosophie.uni-hamburg.de)

## Diskussionsrunde

### Alte Mythen heute

Können Maschinen etwas meinen?

Vortrag von Jan Michel mit anschließender Diskussion.

Freiburg, 12.07.2023, 20 Uhr  
[kosmokaleo.de](http://kosmokaleo.de)

## Philosophischer Spaziergang

### Bäume und Philosophie

Im Grünen seine Gedanken schweifen zu lassen, hat eine lange Tradition, der diese Veranstaltung folgen möchte.

Göttingen, 16.07.2023, 13 Uhr  
[vhs-goettingen.de](http://vhs-goettingen.de)

## Philocafé

### Recht auf Rausch?

Drogenkonsum – bloß eine Frage der individuellen Freiheit oder doch eher Träger einer transhumanistischen Vision?

Berlin, 16.07.2023, 16 Uhr  
[maurice-schuhmann.de](http://maurice-schuhmann.de)

## Vortrag

### Bullshit!

Eine Auseinandersetzung mit dem Gerede, das die klare Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge unterwandert.

Kelkheim, 17.07.2023, 10 Uhr  
[ak-philosophie-kelkheim.de](http://ak-philosophie-kelkheim.de)

## Vortrag

### 2. Sommernacht: Weibliches Philosophieren?

Mit Simone de Beauvoir und Hannah Arendt widmet sich der Abend zweien der größten Denkerinnen des letzten Jahrhunderts.

Koblenz, 26.07.2023, 19 Uhr  
[kulturhaus-koblenz.de](http://kulturhaus-koblenz.de)

## Gespräch

### Intuition und Anschauung

Gemeinsam wird Arthur Schopenhauer gelesen und anschließend in offener Runde diskutiert.

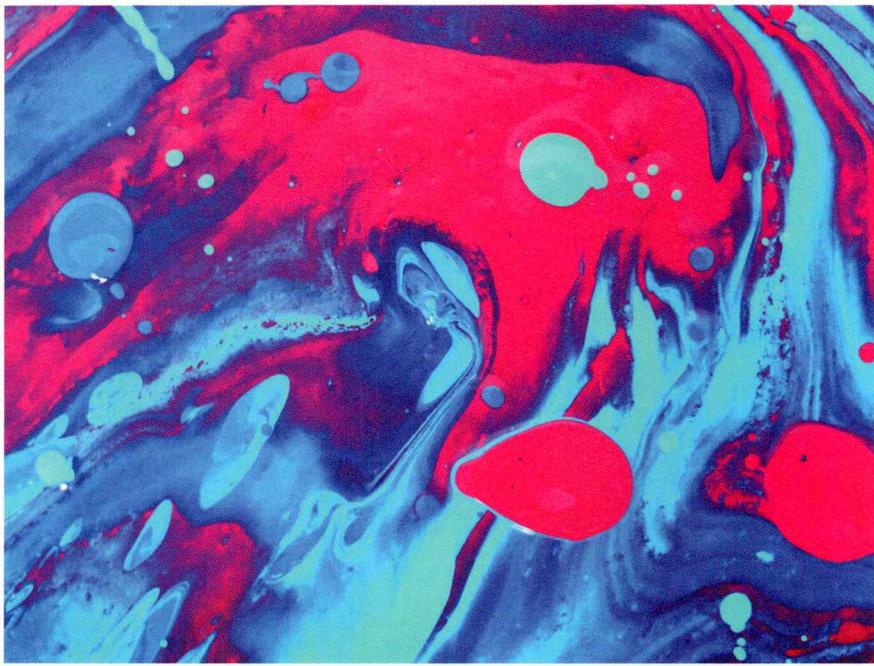
Frankfurt a. M., 27.07.2023, 18 Uhr  
[arthur-schopenhauer.info](http://arthur-schopenhauer.info)

## Tagung

### 44. Internationales Wittgenstein-Symposium

Eine kritische Bestandsaufnahme anlässlich des 100-jährigen Jubiläums von Wittgensteins Frühwerk „Tractatus logico-philosophicus“.

Kirchberg am Wechsel (A),  
06.–12.08.2023  
[alws.at](http://alws.at)



Recht auf Rausch? Philocafé zum Thema Drogenkonsum (Berlin, 16.07.2023)

**Seminar**

## Hans Jonas: Das Prinzip Verantwortung

Der Kurs behandelt an vier Terminen Hans Jonas' Hauptwerk. Die Teilnahme ist auch online möglich.

Basel (CH), ab 16.08.2023, 18.15 Uhr  
[vhsbb.ch](http://vhsbb.ch)

**Seminar**

## Feinde der Freiheit?

Gibt es eine philosophische Streitkultur? Und wenn ja: Wie können wir den Dissens für die Gegenwart produktiv machen?

Cloppenburg, 23.08.2023, 19.30 Uhr  
[ka-stapelfeld.de](http://ka-stapelfeld.de)

**Diskussion**

## Klimakrise und Klimaethik

Im gemeinsamen Gespräch werden neue Denkwege erprobt, die von dem eigenen Erfahrungsschatz ausgehen und zugleich mit der philosophischen Tradition entfaltet werden.

Kitzingen, 31.08.2023, 18 Uhr  
[denkenswerte.de](http://denkenswerte.de)

**Gespräch und Interaktion**

## Globart – Tage der Transformation

Der Verein für diskursive Praxis wagt sich mit Vorträgen und Workshops vor in das Ungewisse, um innovative Lösungswege zu erkunden und den Zauber des Anfangs zu erleben.

Das Philosophie Magazin ist Medienpartner.  
Melk (A) 31.08.–02.09.2023  
[globart.at](http://globart.at)

**Vortrag**

## Zum Verhältnis von Narzissmus und Gesellschaftskritik

Innerhalb der Veranstaltungsreihe „Identität oder Befreiung?“ lädt der Sozialphilosoph Lutz Eichler zu seinem Vortrag ein.

Bremen, 01.09.2023, 19 Uhr  
[kritischebildung.de](http://kritischebildung.de)

ANZEIGE

# Tage der Transformation

Tickets unter  
[www.globart.at](http://www.globart.at)



**»Anfängerinnen«**

**31.08.–02.09.2023**  
**Stift Melk**

mit

**Eva von Redecker**  
**Ulrike Herrmann**  
**Friedrich von Borries**  
**Svenja Flaßpöhler**

**Ilija Trojanow**

**Edgar Honetschläger**  
**Jan Groos**

**Renata Schmidkunz**  
**Hosea Ratschiller**  
und vielen mehr

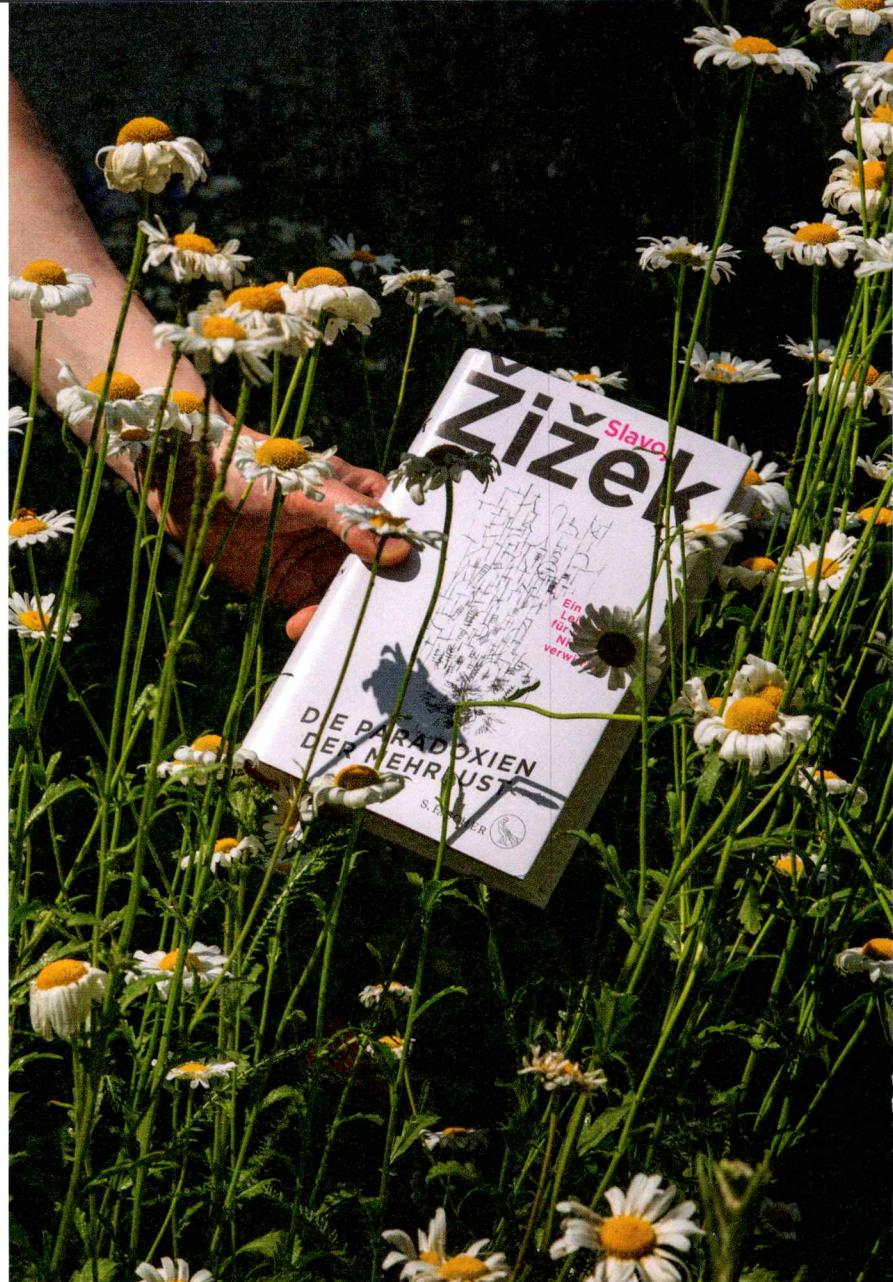
**GLOBART.**

Kurz und bündig

## Aus dem neuen KI-Bestiarium

„Wenn man ein System unter der Grundannahme schafft, dass Menschen destruktiv und egoistisch sind, führt das letzten Endes nur dazu, dass diese Annahmen Wirklichkeit werden: eine selbsterfüllende Prophezeiung“, schreibt **Xiaowei Wang** in ihren Reportagen mit dem magischen Titel „**Blockchain Hühnerfarm**“ (Diaphanes, 20 €). Ego-Shooter killen das Commons-Prinzip: Diese an Thomas Hobbes geschulte Philosophie, so Wang, liegt wiederum der Entwicklung der Blockchain zugrunde. Wie aber hängen Hühner, Hobbes und Digitalisierung zusammen? Die Journalistin erforscht Informationstechnologien im ländlichen China: Sie besucht Schweinezüchter, die mit KI experimentieren, Süßwasserperlenhändler, die mithilfe von Influencern reich werden – und Hühnerfarmen, die ihren Tieren eine Art Fitness-Trackingband ans Bein binden. Die Blockchain-Technologie liefert dabei den Herkunftsnnachweis; jeder Schritt im Hühnerleben bleibt so rückverfolgbar wie die Nahrungsmittelkette. Ähnliches beobachtet Wang auf dem Gebiet der Schweinezucht: Videokameras, Temperaturmesser und Geräuschsensoren speisen die Daten einer sehr großen Zahl von Schweinen in ein KI-Modell ein, mit allen Nachteilen industrieller Optimierung. Was

aber künstliche Intelligenz genau ausmacht, lässt sich am besten mit **Manuela Lenzen** „**Der elektronische Spiegel**“ (C. H. Beck, 20 €) nachvollziehen. Diese unterhaltsame KI-Einführung setzt bei der grundlegenden Frage an, was Intelligenz denn nun eigentlich ist – und wie sich Menschen mit Tieren und Maschinen vergleichen, um ihre besonderen Spezies-Eigenschaften zu definieren. Lenzen spricht mit Kognitionsforscherinnen, besucht Labore und beobachtet Avatare. Intelligenz, so ihre aufklärerische Erkenntnis, muss den goldenen Käfig verlassen und unterwegs sein in der Welt. So wie Xiaowei Wang zum Beispiel.



**Justta Person** ist Literaturkritikerin, schreibt für die Süddeutsche Zeitung und Die Zeit und interessiert sich für Nature Writing: In der Reihe Naturkunden (Matthes & Seitz) hat sie die Bände „Esel“ und „Korallen“ veröffentlicht. 2023 wurde ihr der Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik verliehen. Seit 2011 ist sie Redakteurin des Ressorts Bücher für das Philosophie Magazin

# Der Buddha sitzt links

Wozu, wenn nicht zur Lösung aller Weltprobleme, taugt eigentlich der Kommunismus? Slavoj Žižek philosophiert über den Wert der richtigen Fragen und die Tapferkeit, der Katastrophe illusionslos ins Auge sehen zu können

Von Lea Wintterlin

 Slavoj Žižek

*Die Paradoxien der Mehrlust.  
Ein Leitfaden für die Nichtverwirrten*  
Übers. v. Luisa Donnerberg  
S. Fischer, 496 S., 28 €



Der amerikanische Neopragmatist Richard Rorty hat geschrieben, der Zweck liberaler Gesellschaften bestehe darin, den Dichterinnen und Revolutionären das Leben möglichst angenehm zu machen und sie zugleich daran zu hindern, das Leben der Nichtdichter und Nichtrevolutionärinnen durch reale Taten zu erschweren. Slavoj Žižek, dessen Lebenswerk man dadurch beschreiben kann, dass er Revolution in Poesie zu verwandeln strebt, liest sich wie eine einzige Bestätigung von Rortys Bonmot. In seinem neuen Buch begreift der slowenische Philosoph den Kommunismus als eine „ethische Substanz (einen Rahmen von Regeln), die positive Freiheit ermöglicht“. Damit wäre der Kommunismus von der gescheiterten Wissenschaft in seinen Ausgangszustand zurückgeführt: die Utopie. Indem die wissenschaftsförmige Utopie Marx' und Lenins spätestens 1989 darauf verzichten musste, die ganz große Lösung der Weltprobleme sein zu wollen, hat sie in Žižeks Verständnis die Freiheit gewonnen, wenigstens die richtigen Fragen zu stellen. Dass das keine Kleinigkeit ist, dafür liefert dieses anregende, verwirrende und

geistvolle Buch den Beweis. Sein Grundprinzip ist „Kritik der Kritik“. Sie leitet sich her aus Žižeks Verdacht, dass „die meisten der Kritiken und Proteste gegen den globalen Kapitalismus im Grunde als dessen ideologische Ergänzung fungieren“. Weswegen kritisches Denken grundsätzlich mit Selbstkritik zu beginnen habe, mit der Dekonstruktion der vage und undurchdacht progressistischen Ideologeme, die jeder und jede immer schon so im Kopf hat. Aus dieser Maxime gewinnt „Die Paradoxien der Mehrlust“ den Scharfblick, die Unterhaltsamkeit und Relevanz, das Tempo und jene gewisse *craziness*, die auch andere Bücher Žižeks zu einer erheiternden und lohnenden Lektüre gemacht haben.

Knapp 500 Seiten widmen sich den einander überlagernden sozialen, ökologischen, psychologischen und politischen Krisen, deren Symptome uns in Atem halten: Globalisierung *and its discontents*, Autoritarismus, Pandemie, Zusammenbruch sozialer Kohärenz. Žižeks Methode besteht einerseits in kritischer Lektüre zeitgenössischer Bücher wie denen des japanischen Ökomarxisten Kohei Sato oder des kritischen Lacanianers Gabriel Tupinambá.

Andererseits läuft seine Argumentation unweigerlich auf ein Denkmotiv hinaus, das er zwar nicht erfunden, aber perfektioniert hat: die Engführung der marxschen Werttheorie mit jenen utopischen Überflüssen modernen Begehrns, die Lacan unter seinen berühmten Begriff des *objet a* gefasst hat. Auf dieses richten sich die irrlächernden und deshalb nie zu befriedigenden Sehnsüchte, die uns immer weitermachen lassen. Sie sind der Treibstoff des inneren Lebens. Das Zusammenwirken ökonomischer und psychodynamischer Motive, so Žižek, ist der Grund dafür, dass die Untertanen des modernen Kapitalismus ihre Unterdrückung genießen; oder dass, andersherum, alle ihre Genüsse in Unfreiheit führen. Den Weg zur Aufhebung dieses Paradoxons sieht Žižek mit dem indischen Politologen und Aktivisten Saroj Giri in einer Art linken Buddha-Natur („revolutionäre Selbstdestitution“), die der Katastrophe ins Auge sehen kann, weil sie sich keine Illusionen mehr macht.

Inwieweit man all das mit dem zusammenbringt, was man gemeinhin die Realität nennt, wird davon abhängen, welchem ideologischen Lager man sich zurechnet. Gelegenheit für Žižeks „Kritik der Kritik“ gibt es auf jeder Position des philosophischen und politischen Spiels. Aber auch wenn man die monumentalen Labyrinthe des Marxismus und der lacanschen Psychoanalyse für ebenso monumentale Fehlschläge hält und dafür Gründe hat – man folgt den theoretischen Volten und Purzelbäumen, Widerlegungen und Retourkutschen, Witzen und Filmnacherzählungen, die Slavoj Žižek in Abgrenzung, Zustimmung, Weiterdenken, Lektüre und Parodie seiner theoretischen Sparringspartner als einen großen Theorie-Tango aufführt, mit Faszination und zuletzt oft genug mit Bewunderung. Etwa wie man einem Hochseilartisten zusieht. Oder so, wie Jorge Luis Borges die Theologie des frühen Christentums als Zweig der fantastischen Literatur gelesen hat – und sie deshalb, obwohl ihm der Glaube fehlte, als Inspiration genießen konnte. /

# Vom klebrigen Ding an sich

Der Schriftsteller Clemens J. Setz umkreist das Obszöne. Seine antiphilosophische Literatur setzt eine Sinnzersetzung in Gang, der weder mit Hegel noch mit Habermas beizukommen ist

Von Hubert Winkels



as Reale ist das, was sich der Philosophie in den Weg stellt. Es ist krude und unübersetbar, ein Krächzen, ein Kratzer, eine nicht zu klärende Unschärfe. Und könnte es sein, dass Clemens J. Setz, der 1982 in Graz geborene Büchner-Preisträger, nicht nur als Romanautor ein Meister solcher Sinnzersetzung ist?

Es ist ein paar Jahre her, da saßen wir in größerer Runde im Klagenfurter Landhaushof zusammen. Setz gegenüber: sein österreichischer Schriftstellerkollege Josef Winkler. Der unterhielt (und entnervte) die Gesellschaft mit einer endlosen Tirade ganz und gar unverständlicher, kehlig kratzender Laute. Als sperrte ihm jemand mit Gewalt den Mund auf. Clemens J. Setz aber schlug er damit ganz in seinen Bann. Zuerst noch unsicher umherschauend, starrte er Winkler bald ins Gesicht, als könne er dessen Sprachwerkzeuge so begreifen lernen. Und fing dann plötzlich selbst an, Laute von sich zu geben. Setz zischte und zischelte in Winklers donnern-de Kehllaute hinein, als wäre er auf der Suche nach einem Rhythmus, der die Störlaute der beiden verbinden könne. Oder nach einer Ästhetik, in deren Regelsystem dies hier zu übersetzen und so irgendwie zu retten wäre. Das ging, bis es



nicht mehr ging und alle gingen. Dies war eine Performance der Sinn- und Geselligkeitszerstörung. Und ein Attentat auf die einvernehmlich anerkannte Sinnhaftigkeit einer Sprache, die, mit Habermas gesagt, die Voraussetzung des kommunikativen Handelns ist.

Dieselbe Zersetzung findet sich auch in den Büchern von Clemens J. Setz. Hier wirkt sie im Sinnuniversum der Literatur. Zum Beispiel in Gestalt eines immer wiederkehrenden pseudopornografischen Details. Es ist die sexuelle Handlung, die die Personalität auf ekstatische Weise transzendierte und deshalb von einem Tabu geschützt wird. Diese Handlung ist der Gegenstand eines Darstellungsverbots; sie ist das Obszöne, also das, was seiner Etymologie (ob-szön) entsprechend, abseits der Bühne stattfindet. Würde es entborgen und ans Licht gezerrt, käme Pornografie heraus. Ein Darstellungsakt, der sich aber nicht mit einer höheren Kultur, sei es die der Literatur oder der Philosophie, verträgt. Diese richten sich ja erst durch Distanz zum Gegenstand in ihrer eigenen Größe auf.

Wie stellt sich Clemens J. Setz diesem Problem? Er breitet das Obszöne in vielen seiner Texte aus, durchdringt es aber nicht intellektuell. Auch hebt er es nicht in hegelianischer Dialektik auf, so wie es zum Beispiel Georges Bataille in seinem Buch „Das obszöne Werk“ getan hat. Setz erklärt das Obszöne nicht, er nutzt es nicht zur Illustration einer abstrakten Idee. Vielmehr passt er es als Ereignis in eine lebensweltlich fremde künstlerische Sequenz ein. Dabei müsste das, was hier Ereignis genannt wird, im Sinne des Philosophen Alain Badiou verstanden werden: als Überschreitung, also als das, das nicht ins Wissen zu integrieren ist, weshalb seine Wahrheit unbestimmbar bleibt.

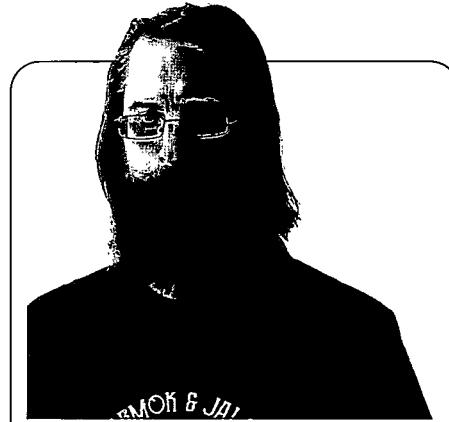
Wenn das Obszöne bei Setz nun nicht pornografisch ist und andererseits auch nicht in der Reflexion aufgehoben wird – wie ließe es sich dann bestimmen? Am ehesten wohl in der Kategorie des „Realen“, das der französische Psychoanalytiker

Jacques Lacan eingeführt hat und das, folgt man dem Philosophen Slavoj Žižek, so zu beschreiben ist: Das Reale ist das Undefinierbare und Understellbare per se; ein psychisches Register, das „durch das Gitter“ des Imaginären und des Symbolischen fällt. Es geht nicht im Bildhaften auf und auch nicht in der sprachlichen Verständigung. Es rutscht durch jedes Raster.

Clemens J. Setz' besondere Vorliebe gilt dabei dem Oralsex. Zum Beispiel im Roman „Die Stunde zwischen Frau und Gitarre“. Hier beruhigt sich die übernervöse Behindertenpädagogin Natalie mit Geräuschen, die sie davon aufgezeichnet und später zu einer Komposition collagiert hat. Der Tranquillizereffekt entsteht nicht durch das Ereignis selbst, sondern erst durch die technische Nachbearbeitung.

Ähnliches findet sich in Clemens J. Setz' frühem Roman „Die Frequenzen“, in dem der Ich-Erzähler Alexander beim ersten Mädchenbesuch heftig auf Oralsex drängt. Auch hier: das Lauschen auf die leisen Schmatz- und Sauggeräusche. Und die Verschiebung. Die Tonspur interessiert mehr als das klebrige Ding an sich. So erschafft Setz eine antiessenzialistische, postsexuelle Kunstposse: Beim Abhören der Körpertonspur denkt sein Alexander „an das Gebimmel der Schlittenglocken am Weihnachtsabend“.

Es ist die Lautcollage, in der das Körperlich-Ekstatische und das Ideell-Hierarchische untergründig verähnelt werden. Ein tröstlicher Vorgang? Im jüngsten Setz-Roman „Monde vor der Landung“ setzt die Paranoia des Nationalsozialismus die befreien Ausbrüche halbprivater Verücktheiten außer Kraft. Der Held Peter Bender, der einer obskuren Hohlerde-Theorie anhängt, hat dagegen keine Chance. Sein persönlicher Wahn geht unter im totalitären NS-Wahn. Die imaginäre Anderswelt kollidiert mit dem geschichtsmächtigen Narrativ seiner Zeit – und die lokale Komik mit der Traurigkeit der Realgeschichte. Bender kommt da nicht mehr raus. Und wir am Ende auch nicht. Aus dem Geschichtspessimismus. /



**Clemens J. Setz**, 1982 in Graz geboren, lebt in Wien. Der vielfach preisgekrönte Dichter ist auch obsessiver Leser. So linderte er schon als Teenager die Migräne, die vom Computerspielen kam

#### Werkauswahl

- Monde vor der Landung*, Suhrkamp, 528 S., 26 €
- Die Stunde zwischen Frau und Gitarre*, Suhrkamp, 1021 S., 29,95 €
- Die Frequenzen*, Residenz, 720 S., 28 €

# Das Tier, das erzählt

Byung-Chul Han  
schwimmt gegen den  
Strom der Information



Byung-Chul Han  
*Die Krise der Narration*  
Matthes & Seitz Berlin,  
100 S., 12 €

Byung-Chul Han ist ein Meister der philosophischen Durchdringung unserer Gegenwart. Und auch sein jüngstes Buch, „Die Krise der Narration“, widmet sich treffsicher einem schon seit Jahren heiß diskutierten Problem. Insbesondere aus den Reihen der linken und ökologischen Bewegungen werden „neue Narrative“ gefordert. Diese müssten nachhaltig, verständlich und mitreißend sein, um sich gegen den Neoliberalismus durchsetzen zu können, der dringend nötige Transformationsprozesse behindere. Ohne näher auf Jean-François Lyotard einzugehen, erinnert Byung-Chul Hans Argumentation an dessen in den 1980er-Jahren formulierte Analyse des postmodernen Wissens. Damals sahen sich plurale Denk- und Lebensformen dem Tod der großen Erzählungen gegenüber. Was einerseits als Befreiung verstanden wurde und andererseits mit der Inflation pluraler Perspektiven einherging – und diese mit der Dominanz des technologischen und wissenschaftlichen Denkens.

Byung-Chul Han beklagt diesen Paradigmenwechsel. Erzählungen hätten die Kraft, „uns im Sein zu verankern“, sie wiesen uns einen Ort in der Welt, der Halt und Orientierung gibt. Informationen hingegen seien fluide, kontingent und unbeständig – und nicht in der Lage, den Moment zu überdauern, in dem sie aufgenommen würden.

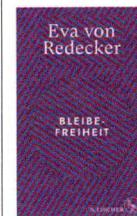
„Die narrative Krise der Moderne“, so befindet der Philosoph, „ist darauf zurückzuführen, dass die Welt mit Informationen überschwemmt wird“.

Die Quelle des Übels sei der Kapitalismus. Diesem sei es schließlich gelungen, eine moderne Erzählung zu (er)finden, die es bestimmten Akteuren ermöglicht, alles – und zwar auch das Erzählen selbst – dem Konsum zu unterwerfen. Byung-Chul Han beruft sich auf Walter Benjamin, Georg Büchner, Jean-Paul Sartre, natürlich Marcel Proust aber auch Paul Maar: Diese gelten dem Philosophen als wichtige Zeugen der problematischen Entkopplung des Lebens von Geschichten. Erzählungen aber seien notwendig, um den „dichten Wald der Informationen zu lichten, in dem wir uns zu verlieren drohen“. Die Erzählform als existenzielle, lebensnotwendige Strategie: Nur wer sich in ihr übe, habe der brutalen, zuweilen obszönen Nacktheit und Leere der sozialen Medien, also des Postens, Likens und Sharens, etwas entgegenzusetzen. Bloße Information sei – hier bezieht sich Han auf den französischen Philosophen Jean Baudrillard – pornografisch. Sie komme, im Gegensatz zur Erotik, gleich zur Sache. Nur die Erzählung lege eine Hülle, einen Schleier um die Dinge. Was wiederum die Voraussetzung sei für die Sehnsucht nach anderen Lebensformen und das Pathos des Aufbruchs. Mit dem Erzählmut, so Han, verlören wir „jeden Mut zu einem weltverändernden Narrativ“. Sein und Zeit in der Gegenwart zusammenzudenken, bedeute aber zu erkennen, dass Leben Erzählen ist. Es bleibt dabei: Der Mensch ist ein *animal narrans* – nicht nur wenn er philosophiert. /



Gert Scobel ist Honorarprofessor für Philosophie an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg und moderiert auf 3sat die Sendung „Scobel“. Seit 2011 ist er Kolumnist des Philosophie Magazins

# Bücher unserer Autoren



Eva von  
Redecker  
*Bleibefreiheit*  
S. Fischer, 160 S., 22 €

Mobilität aufzugeben, kann zu einem Gewinn an Freiheit führen. Meint Eva von Redecker, Kolumnistin des Philosophie Magazins, die ihr Buch während der Pandemie zu schreiben begonnen hat. Sie wendet sich gegen die liberale Tradition, für die das isolierte und besitzende Individuum die Verkörperung der Freiheit darstellt. In spielerisch schöner Sprache und gespickt mit Anekdoten von persönlichen Begegnungen lädt das Buch dazu ein, Freiheit vor allem zeitlich zu denken, als Verweilen in erfüllter Zeit. Das rückt die Menschen, mit denen wir diese Zeit verbringen, aber auch den Erhalt unseres Zuhauses, dieses wundersamen belebten Planeten, radikal in den Fokus aller Überlegungen. / Vivian Knopf

# An die Wurzel



Christopher Blattman  
*WARUM  
WIR  
KRIEGE  
FÜHREN*  
Und wie wir sie beenden können  
Ch. Links, 544 S., 26 €

Der Frieden, nicht der Krieg, da gibt der kanadische Politikwissenschaftler Christopher Blattman dem Philosophen Immanuel Kant die Hand, sei der Naturzustand der Menschheit. Doch will man, zuletzt sehr skeptisch geworden, genau die Erklärung hören, die dieses Buch im Titel verspricht: „Warum wir Kriege führen“. Vor dem Hintergrund kriegsrechtlich definierter Schlachtfelder, aber auch von Mafia- und Gangkriminalität et cetera dringt der brillante Erzähler zu Wurzelbehandlungsstrategien der Gewalt vor. Und macht am Ende Hoffnung: Die Zivilisation, sie schreite, mit Norbert Elias, voran. Nur leider enerzierend langsam. *Step by step.* / Ronald Düker

# Wer spricht hier eigentlich?

Miranda Fricker über das Wissen, das immer auch als Produkt und Zerrbild von Machtverhältnissen zu verstehen ist

Von Cord Riechelmann



**Miranda Fricker**

*Epistemische Ungerechtigkeit.  
Macht und die Ethik des Wissens*  
C. H. Beck, 278 S., 34 €

ANZEIGE

# NEU

Jahrbuch [phil.nomos.de](http://phil.nomos.de)  
Technikphilosophie 2022

Friedrich | Gehring | Hubig | Kaminski | Nordmann | Hing

## Kunst und Werk

EDITION SIGMA

8. Jahrgang 2022



## Kunst und Werk

Jahrbuch Technikphilosophie 2022

Herausgegeben von Dr. Alexander Friedrich, Prof. Dr. Petra Gehring, Prof. Dr. Christoph Hubig, Dr. Andreas Kaminski und Prof. Dr. Alfred Nordmann

8. Jahrgang 2022, 311 S., brosch., 39,90 €  
ISBN 978-3-8487-7300-8  
E-Book 978-3-7489-1316-0  
(Jahrbuch Technikphilosophie, Bd. 2022)

Das Jahrbuch Technikphilosophie 2022 will angesichts der Ausprägungen moderner Artefakte als entweder „Kunst“ oder (bzw. und) „Technik“ konzeptuelle Parallelen und Analogien, Komplementaritäten und Verhältnisse wechselseitiger Anregung sowie Gegensätze und Spannungsverhältnisse verhandeln, hinterfragen und reflektieren.

**V**iel eher als anders herum wird es wohl immer noch passieren, dass ein Mann einer Frau ein Buch erklärt und dabei sogar von folgender Tatsache völlig unbeeindruckt bleibt: Die Frau, die vor ihm steht, ist die Autorin dieses Buches. Die britische Philosophin Miranda Fricker hat für einen solchen Fall, in dem ein Mann einer Frau ihr Denken erklärt, den Begriff der Zeugnisungerechtigkeit, im englischen Orginal: *testimonial injustice*, eingeführt. Fricker beschreibt damit die Verletzung, die einer Person widerfährt, wenn ihr aufgrund eines allgemeinen Vorurteils die Vertrauenswürdigkeit abgesprochen wird, obwohl sie dafür sogar explizit und deutlich erkennbar ausgewiesen wäre. So wird ein schwarzer Hirnchirurg in den Vereinigten Staaten immer noch eher mit Skepsis gegenüber seinem Können rechnen müssen als ein weißer Kollege – und das auch, wenn er als herausragender Arzt bekannt ist.

Für Fricker wirkt in der Herablassung gegenüber der Bücher schreibenden Frau und dem schwarzen Arzt die soziale Macht

herrschender Vorurteile gegenüber Frauen und schwarzen Menschen direkt auf die Akteurinnen ein. Anhand solcher Kränkungen, die mit dem Erwerb, der Weitergabe und Anwendung von Wissen zusammenhängen, zeigt Fricker, dass es „eine glaubwürdige Theorie faktischen Wissens gibt, bei der Fragen von Macht, von sozialer Identität und von Vorurteilen im Zentrum stehen“.

Miranda Fricker, die an der New York University Philosophie lehrt, demonstriert in ihrem auf Englisch bereits 2007 erschienenen Buch nicht nur, dass unser Glaubwürdigkeitsverhältnis von gesellschaftlichen Machtverhältnissen durchzogen ist. Sie vergegenwärtigt zudem, dass die alltägliche Erkenntnispraxis immer auch davon abhängt, wie Wissen durch Erzählungen vermittelt wird und welche Rolle soziale Erfahrungen dabei spielen. Dass Fricker nachweist, welchen systematischen Unterschied es produziert, ob Begriffe aus der Position der Macht oder der Abhängigkeit heraus gebraucht werden, das ist das größte Verdienst dieses Buches. /

nomos-eLibrary nomos-eLibrary.de

Nomos

# Kissenschlacht



Johannes Kleinbeck  
*Geschichte der Zärtlichkeit. Die Erfindung des einvernehmlichen Sex und ihr zwiespältiges Erbe bei Rousseau, Kant, Hegel und Freud*  
 Matthes & Seitz, 334 S., 28 €

Die Aufklärung wirbelte auch die Schlafzimmer durcheinander. Und als Napoleon 1804 den Code civil einföhrte, musste das zuvor kanonisch geregelte Geschlechtsleben zumindest zeitweilig vollkommen neu gedacht werden: Der Rechtsstaat sollte sich nicht mehr in die sexuellen Belange seiner Bürger einmischen – und die Kirche schon gar nicht. Hegel wollte gar die „barbarische Vorstellung“ verabschiedet sehen, sich in der Ehe aufgrund eines Gebots „die Geschlechtsteile zum Gebrauch überlassen“ zu müssen. Wie aber das eheliche Miteinander von Mann und Frau liberal auszutarieren, wie das „Feld für neue Machtbeziehungen“ (Foucault) zu bestellen sei, führte zu kapitalen Verunsicherungen, die sich in philosophischen Debatten niederschlugen. In deren Zentrum stand der vielgestaltig-vage Begriff „Zärtlichkeit“; ihr Nachhall ist heute noch spürbar. Der Literaturwissenschaftler Johannes Kleinbeck geht diesem Aushandlungsprozess nach, indem er die Schriften beziehungsweise Brautbriefe Rousseaus, Kants, Hegels und Freuds seziert und so eine zwiespältige „Geschichte der Zärtlichkeit“ offenlegt. Zwiespältig, weil sexuelle Selbstbestimmung dabei nicht die geringste Rolle spielt. „Mit der Entrechtung des ehelichen Beischlafs wird der Freiraum für ein Verführungsspiel von Blicken, Mienen, Gesten und Worten eröffnet, in dem auf affektive Weise jene Ungleichheit zwischen den Geschlechtern eingebüttet werden sollte, von dem das Ehorecht vom Kanonischen Recht bis zum Code civil stets geprägt gewesen war.“ Letztlich geht es den genannten Denkern, in unterschiedlicher Ausprägung und kasuistischer Akrobistik, um eine moderne, „zärtliche“ Form

patriarchaler Machtausübung, um Rollenfestschreibungen, um eine spezifische Leidenschaftsökonomie, um die strategische Gefühleinhegung zur Wahrung männlicher Potenz (in verschiedener, auch wirtschaftlicher Hinsicht). Ganz am Ende lässt Kleinbeck anklingen, wie diese „tender troubles“ bis heute ihre Spuren hinterlassen haben. Darüber hätte man gerne noch mehr gelesen. /Ulrich Rüdenauer

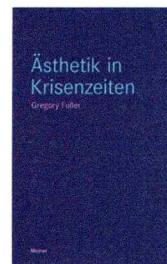
# Kinderbuch



Olga Tokarczuk,  
 Joanna Concejo  
*Herr Unverwechselbar*  
 Übers. v. Lothar Quinkenstein  
 Kampa, 48 S., 28 €

Wer zu viele Selfies knipst, muss mit gefährlichen Nebenwirkungen rechnen. Wie der Mann, von dem die Literaturnobelpreisträgerin Olga Tokarczuk in „Herr Unverwechselbar“ erzählt: Er verliert sein Gesicht. Als er es zurückbekommen will, erlebt er eine Überraschung. Diese Parabel über die Uniformität des medialen Narzissmus wurde von Joanna Concejo in realistisch gezeichneten Bildern illustriert. Kritisch, ironisch und zugleich lustvoll melancholisch fließt dieser Bilderstrom einer Biografie, die auch unsere eigene sein könnte. Dieses elegant gemachte Buch demonstriert, dass die Bilder nicht mehr länger als Beweis unserer Existenz taugen. /Thomas Linden

# Tröstungsversuch



Gregory Fuller  
*Ästhetik in Krisenzeiten*  
 Meiner, 320 S., 29,90 €

In seinem aufrüttelnden Essay „Das Ende. Über die heitere Hoffnungslosigkeit im Angesicht der ökologischen Katastrophe“ (2017) versuchte sich Gregory Fuller an einer objektiven Begründung dafür, dass die menschengemachte Klimakatastrophe, nach Lage des bisherigen zivilisatorischen Werdegangs, wohl unabwendbar sei. Er verwies auf Michel Montaignes zarte Aufforderungen, den kollektiven Tod zu akzeptieren und die – trotz allem – lebensbehajende Kraft der Kunst.

Inmitten der alles überwölbenden „Makrokrise“ der Mitweltzerstörung entwirft sein neues Buch „Ästhetik in Krisenzeiten“ nun eine endzeitgemäße, verschlankte Theorie. „Alte Zöpfe“ werden abgeschnitten: darunter das Geschmacksurteil nach Kant, Kategorien wie Schein, Mimesis und Werkbegriff, platonisch-idealistiche Kopplungen des Schönen-Wahren-Guten und andere proskriptive Wahrheits- und Wesenstheorien. Dagegen setzt Fuller auf die ästhetische Alltagserfahrung, auch auf die hedonische Aufwertung des Genusses von Kunst, und er stützt sich dabei auf globale ästhetische Konzepte. Dazu gehören etwa *Rasa* (Sanskrit für Geschmack, Nektar, Stimmung), das japanische auf Schlichtheit und Unvollkommenheit ausgerichtete *Wabi-Sabi* oder das *Mono-no-aware*, ein Wahrnehmungsmodus melancholisch getönter Demut, in dem die Schönheit der Natur als „immer schon Gewesene“ erscheint.

Ganz in Übereinstimmung mit seiner durchaus fragwürdigen These, dass jede Rettung zu spät komme, erwartet Fuller auch von seiner verschlankten Ästhetik nicht allzu viel. Keine *esthétique engagée* also,

die zur Umkehr führen könne. Es sei müßig, „außerästhetische Probleme ästhetisch zu lösen“. In der ökologischen Endzeit könne Kunst aber immerhin das: den Einzelnen tröstend begleiten und durch ihren Verweisungscharakter an das höchste Menschsein erinnern – als „hoffnungsferner Gegenentwurf“ und somit „unbedeutender, stiller, aber trotziger ästhetischer Sinn“. Auch ästhetische Erfahrung sei so, nach Fuller, letztlich wieder Einübung ins würdige Sterben – womit die eigentliche Aufgabe der Philosophie formuliert wäre.

/Elisa Primavera-Lévy

## Hochkultur-Check



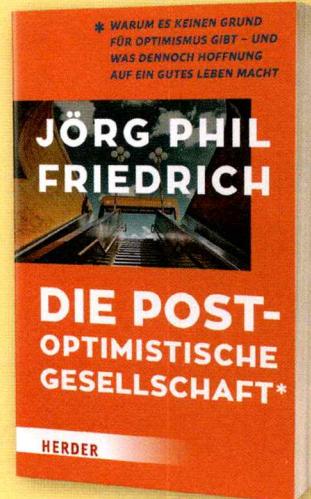
David Wengrow  
*Was ist Zivilisation?*  
*Die Zukunft des Westens*  
*und der Alte Orient*  
 Klett-Cotta, 240 S., 25 €

So vollmundig die titelgebende Frage nach dem Wesen der Zivilisation an sich, so fein ziseliert gestaltet sich in David Wengrows Buch die detektivische Nachforschung der historischen Bedingtheiten all dessen, was uns zum Thema Urbanität und Peripherie, mediale Vernetzung, revolutionäres Aufbegehren et cetera so alles einfallen könnte. Als vergleichender Archäologe weiß der in Oxford lehrende Wengrow, aus welchen Quellen wir schöpften, als wir aus dem Osten erwuchsen. Es sind, nur so zum Beispiel, Nil, Euphrat, Tigris und Indus beziehungsweise Mesopotamien, Indien, Ägypten. Das Elektrisierende daran: Die Übereinstimmungen zwischen uns und dem kultukämpferisch so gern diffamierten Orient sind ungleich größer als alles Trennende. /Ronald Düker

ANZEIGE

## Erfüllte Zukunft in bedrängten Zeiten

Mit Klimakrise und Pandemie, spätestens aber mit dem Ukrainekrieg, ist der Fortschrittsoptimismus gänzlich aus der Gesellschaft verschwunden. Eine friedliche Zukunft ohne Angst und Not ist für viele kaum noch vorstellbar. Dennoch gibt es noch einen Grund zur Zuversicht und Hoffnung auf ein gutes Leben. Wie zeigt dieses Buch von Jörg Phil Friedrich.



208 S. | € 21,00  
 ISBN 978-3-451-39433-1

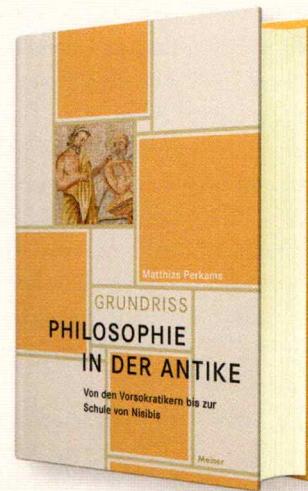
HERDER

*Lesen ist Leben*

Neu in allen Buchhandlungen  
 oder unter [www.herder.de](http://www.herder.de)

»Ein unglaublich vielfältiges Panorama  
 an Denkströmungen!«

*Nikolaus Halmer, Wiener Zeitung*



1.344 S. · Gebunden · 98,00 €  
 ISBN 978-3-7873-4229-7  
 Auch als eBook erhältlich

Mit diesem Werk liegt eine neuartige, umfassende Gesamtdarstellung der antiken Philosophie vor. Ausgehend von der Frage »Was ist Philosophie in der Antike?« werden die Definitionen und Einteilungen der Philosophie aus dieser Epoche sowohl in ihren theoretischen Hintergrund als auch in die historische Entwicklung des antiken Philosophierens eingebettet.



# GEH MIR AUS DER SONNE!

Von der Redaktion ans Herz gelegt: sechs Lektüren für den philosophischen Sommer. Zum Nachdenken, zur Erbauung – und zur Unterhaltung

## 1 Durchs Tal

An der Oberfläche erzählt „Nimm die Alpen weg“ vom Aufwachsen zweier Geschwister indischer Eltern in der Schweiz. Doch legt Ralph Tharayils Hochpräzisionsprosa schnell offen, dass es sich bei dieser Familiengeschichte in Wahrheit um eine Geschichte von Göttern handelt. Solche nämlich, die verschmelzen und sich trennen, die mit dem Velo stürzen und arbeiten müssen. Die irgendwann eine Fußbodenheizung haben, sich im Nacken sitzen und sich dennoch kaum berühren können. Einer kleinen Zahl sehr besonderer Bücher merkt man den Schmerz an, der ihre Niederschrift nötig und ihre Existenz möglich gemacht hat. Dieser Debütroman ist so eines. /Dominik Erhard

 **Ralph Tharayil,**  
*Nimm die Alpen weg,*  
Voland & Quist, 128 S., 22 €

## 2 Im Dunkeln

Die Helden sind der Pferdeknecht Hans, die Mathematikerin Klara und der adelige Adam. Diese drei jungen Menschen, die in ihrer Inkommensurabilität vereint sind, lässt Raphaela Edelbauer durch das nächtliche, sommerliche Wien des Jahres 1914 streifen. Es ist die letzte Nacht vor der Mobilmachung. Wie Fremdkörper bewegen sich die Freunde durch die wogende Kriegsbegeisterung und flüchten sich in den Underground, wo sich all die anderen Inkommensurablen tummeln. Die entscheidende Frage stellt Klara: „Wie wollen wir damit umgehen, wenn der festeste Grund, der unserer Erkenntnis gegeben ist – die Mathematik und die Physik –, auf unendlichen, inkommensurablen Feldern errichtet ist?“ Edelbauers Roman ist ein virtuoses Lob des Nonkonformismus. Ein großartiges Buch. /Svenja Flaßpöhler

 **Raphaela Edelbauer,**  
*Die Inkommensurablen,*  
Klett-Cotta, 352 S., 25 €



## 3 Im Spiegel

In der Form gelassener Erinnerungen widmet sich Hans Ulrich Gumbrecht neun Erscheinungen des kulturellen Lebens, die in unserer Zeit an ihr Ende kommen. Mit pointiertem Witz und feiner Beobachtungsgabe durchleuchtet er etwa die Kulturpraxis des Rauchens, den gemeinsamen Fernsehabend und den Habitus der Gelehrsamkeit. Auch wenn aus manchen Sätzen eine gewisse Melancholie spricht: Die Betrachtungen sind weder larmoyant noch verklärend, stets halten sie die Gegenwart im Blick. Damit gelingt es Gumbrecht, unsere Zeit aus einem speziellen Blickwinkel zu zeigen – nicht fokussiert auf das, was mit ihr beginnt, sondern auf das, was mit ihr endet. /Kilian Thomas

 **Hans Ulrich Gumbrecht,** *Das Ende von allem?*, Reclam, 88 S., 7 €



## 6 Im Labyrinth

Die Wandlung beginnt am Betriebsbahnhof: „Schotter, kotztrist, das absolute Ende, wenn ihr versteht, was ich meine“. Dort begegnet der Ich-Erzähler einem Wunderhirsch. Wenn schottrige Hässlichkeit und hirschie Schönheit so formvollendet aufeinanderprallen, dann heißt das klassisch radikal: Du musst dein Leben ändern. Auf einem stillgelegten Grubengelände nimmt der Aussteiger die Arbeit am absoluten Kunstwerk auf, einem tempelartigen Papierlabyrinth. Und zieht dabei sämtliche Register des Weltfluchtplans, von der Publikumsbeschimpfung bis zur Reinheitsfantasie. Kunst, Schönheit, radikales Verschwinden: Solche Exitstrategien verhandelt Magdalena Saigers Debütroman mit labyrinthischem Humor und großem Gespür für die Mondlandschaften der Gegenwart. / Jutta Person

 **Magdalena Saiger**, *Was ihr nicht seht oder Die absolute Nutzlosigkeit des Mondes*, Edition Nautilus, 168 S., 22 €

## 4 Unter Fremden

„Das Exil beginnt beim Verlassen der Gebärmutter.“ Gleich der erste Satz fasst die existentielle Erfahrung der „Unbehauheit“, die den namenlosen Protagonisten dieses Romans von klein auf begleitet. Er wird, ebenso wie der rumänisch-jüdische Schriftsteller Manea selbst, als Kind in ein Lager in Transnistrien deportiert, verliert dort den Großteil seiner Familie und wächst nur in der Nähe zu seiner Schwester im Waisenhaus auf. Als Erwachsener wird er aus Ceaușescus Rumänien ausgewiesen, gelangt erst nach Berlin, dann in die USA. Er bleibt stets Reisender, Fremder, „Exilant“. Maneas fragmentarische, kühl-distanzierte Narration lässt den Leser spüren, was es heißt, weder an einem Ort noch bei sich selbst zu Hause zu sein.

/ Jana Glaese

 **Norman Manea**, *Der Schatten im Exil*, übers. v. Ernest Wichner, Hanser, 320 S., 28 €

## 5 Auf der Suche

Der Band vereint Kurzgeschichten der Schriftstellerin Tove Ditlevsen, die im dänischen Original in den 1950er- und 1960er-Jahren erschienen sind. Die Figuren – größtenteils Frauen aus einfachen Verhältnissen – führen ein äußerlich gewöhnliches Leben, werden jedoch angetrieben von einer unbestimmten Sehnsucht. Zentrales Thema ist die Unmöglichkeit, dieses „mehr“ oder „anders“ zu finden. Ein eindrückliches Beispiel dafür liefert etwa Helga, Protagonistin der ersten Geschichte, die als Kind zu weinen beginnt, wenn sie beim Auspacken jene Geschenke vorfindet, die sie auf dem Wunschzettel notiert hat. In schlichter und präziser Sprache seziert Tove Ditlevsen die Struktur menschlichen Begehrns vor dem Hintergrund der Klassen- und Geschlechterverhältnisse dieser Zeit. / Theresa Schouwink

 **Tove Ditlevsen**, *Böses Glück. Storys*, übers. v. Ursel Allenstein, Aufbau, 176 S., 20 €

# Impressum

Nr. 05/2023, Heftfolge 71

Philomagazin Verlag GmbH  
Brunnenstraße 143, 10115 Berlin, Deutschland  
Tel.: +49 (0)30 / 54 90 89 10  
E-Mail Redaktion: [redaktion@philomag.de](mailto:redaktion@philomag.de)  
E-Mail Verlag: [info@philomag.de](mailto:info@philomag.de)

Chefredakteurin: Dr. Svenja Fläppöhler (V.i.S.d.P.)

Verantwortliche Redakteure:

Dr. Ronald Dürer\* (Bücher), Dominik Erhard (Redaktionsleitung Online), Jana Gläse, Dr. Jutta Person\* (Bücher), Moritz Rudolph, Theresia Schouwink (Redaktionsleitung Print), Kilian Thomas, Friedrich Weißbach\*

Artdirektion: Marie Lautsch\*

Layout: Lea Kontak

Bildchefin: Friederike Göckeler\*

Schlussredaktion: Dr. Sandra Schnädelbach\*

Lektorat: Christiane Braun\*

Praktikantin: Antonia Siebeck

Mit Beiträgen von: Dr. Wolfram Eilenberger, Lisa Friedrich, Prof. Dr. Michael Hampe, Thorsten Jantschek, Vivian Knopf, Timm Lewerenz, Thomas Linden, Nicolas Mahler, Lia Nordmann, Dr. Elisa Primavera-Lévy, Dr. Eva von Redecker, Cord Riechelmann, Ulrich Rüdenauer, Prof. Gert Scobel, Dr. Florian Werner, Dr. Hubert Winkels, Lea Winterlin

Coverfoto: Tobias Nicolai

Geschäftsführer: Fabrice Gerschel  
Herausgeberin: Anne-Sophie Moreau

Verlagsmanagerin: Anush Simon  
Verlagsassistentin: Maria Kapfer

Druck: Möller Pro Media GmbH, Ahrensfelde

Anzeigen:

PremiumContentMedia – Thomas Laschinski  
Tel.: +49 (0)30 / 60 98 59 30  
E-Mail: [advertisebooks@laschinski.com](mailto:advertisebooks@laschinski.com)

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit:

Über den Verlag  
Tel.: +49 (0)30 / 54 90 89 150  
E-Mail: [presse@philomag.de](mailto:presse@philomag.de)

\* Freie Mitarbeit

# Leserpost



Philosophie Magazin Nr. 04/2023

Zur Kolumne von

Eva von Redecker

*Arbeit im Anthropozän*

Dr. Peter Kleiß

## Zitate sammeln

„Herzlichen Glückwunsch, dass ihr Eva von Redecker als Kolumnistin gewinnen konntet. Spätestens seit ihrem großartigen Buch ‚Revolution für das Leben‘ bin ich ein Fan von ihr und das, was sie kurz und knapp an der Kritik von Macrons Rentenreform entwickelt, ist doch eine erfrischende Perspektive, oder? ‚Arbeit im Anthropozän muss Regeneration werden.‘ Das habe ich mir ganz groß in meine private Zitatensammlung geschrieben.“

Zur Ausgabe

*Ich möchte lieber nicht. Die Kraft des*

*Neinsagens*

Hans Hirsch

## Weiter so

„Ich möchte Ihnen nur kurz sagen, wie begeistert ich vom letzten Heft bin, ich habe es regelrecht verschlungen! Ich würde mir wünschen, dass es viel mehr Seiten hat! Machen Sie weiter so!“

Zur Reportage von

Helena Schäfer

*Hannah Arendt in New York*

Hans-Ulrich Kramer

## Nah an Hannah

„Mit großem Vergnügen habe ich die Reportage ‚Hannah Arendt in New York‘ von Helena Schäfer gelesen. Ein sehr anschaulicher, lebendiger Text, zudem mit schönen Illustrationen. Durch die O-Töne der beiden amerikanischen Schüler beziehungsweise Zeitzeugen erfährt der Leser aus erster Hand, wie Hannah Arendt als Lehrende und Privatperson ‚getickt‘ hat und wie sie zur Philosophin von Weltrang avancierte. Ich würde es begrüßen, wenn das Philosophie Magazin in loser Folge weitere Reportagen dieser Machart veröffentlichen würde.“

### Abo- / Leser-Service:

Tel.: +49 (0)40 / 38 66 66 309  
Philosophie Magazin Leserservice  
PressUp GmbH  
Postfach 70 13 11  
D-22013 Hamburg  
Fax: +49 (0)40 / 38 66 66 299  
E-Mail: [philomag@pressup.de](mailto:philomag@pressup.de)

Online-Bestellungen:  
[www.philomag.de/abo](http://www.philomag.de/abo)

Philosophie Magazin am Kiosk:  
[www.mykiosk.com](http://www.mykiosk.com)

Erhältlich im  
Bahnhofs-  
und Flughafen-  
buchhandel  
in Deutschland



 Zum Essay von  
Svenja Flaßpöhler  
*Ja statt Nein!*  
Lieselotte Schuckert

ANZEIGE

## Ursachensuche

„Das Neinsagen kostet tatsächlich noch nicht das Leben, aber es kann sehr bitter werden. Sie beziehen es eher auf materielle Dinge, aber der Camouflage des Nein das Ja der Wahrheit entgegenzusetzen, ist nicht zielführend. Es gilt, die Ursachen des Neins zu finden, und dann wird es wieder zum Ja. Ein Nein mit dem Negativen gleichzusetzen, ist keine Gewissheit, ebenso wenig wie ein Ja zu etwas Positivem führt. Denken Sie an die traurig berühmte Frage von Goebbels. Nein ist nicht Nihilismus. Ich glaube, ein Nein braucht sehr viel Stärke und innere Kraft.“

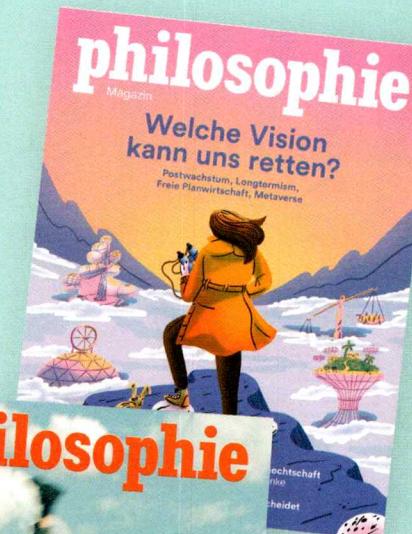
 Zum Philosophie Magazin  
Cyril Peters

## Datenschutz beleuchten

„Das Philosophie Magazin ist eine wunderbare Erlösung aus dem alltäglichen Medienwahnsinn. Es befriedigt Neugier, leuchtet unterschiedliche Perspektiven aus, bildet und beantwortet Fragen, die mich seit Jahren umgetrieben haben. Kurz, eine Bereicherung. Vielen Dank für Ihre Arbeit! Die Bitte: Das Thema Datenschutz, insbesondere im Digitalen, ist mir ein großes Anliegen. (...) Die bekannte, häufige Replik, man hätte ja nichts zu verbergen, gipfelte neulich im Kommentar: „Datenschutz ist Täterschutz“. Diesen Kommentar würde ich gerne einmal von Ihnen beleuchtet lesen.“

# Sommeraktion

**Sichern Sie sich jetzt unser Sommerangebot  
und kommen Sie in den Genuss der  
besten Ideen aus den letzten 2500 Jahren!**



**25%  
auf jedes  
neue Abo**

**Gutscheincode**

**23sommer25**

Beim Kauf bis einschließlich  
27.08.2023 erhalten  
Sie 25% Rabatt auf jedes neu  
abgeschlossene Abonnement!

[philomag.de/abo](http://philomag.de/abo)

Leserservice: +49 (0)40 / 38 66 66 309

**Hier  
bestellen**



# Phil.Kids

Kleine Menschen wissen  
oft mehr als große.  
Wir fragen, Kinder antworten

Illustrationen von Nadine Redlich

## Ist es wichtiger, gute Fragen stellen zu können oder gute Antworten zu haben?

„Das musst du leider selber wissen.

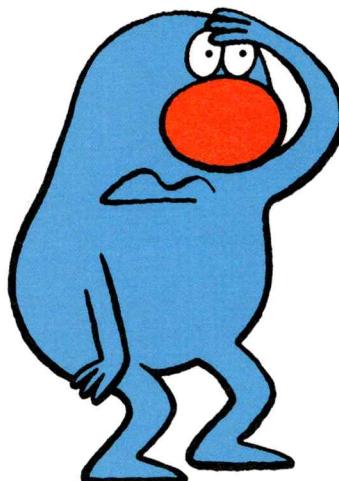
Ich bin doch nicht weise.“

Eva, 7 Jahre

## Warum vergessen wir Dinge?

„Weil wir ja nicht unser ganzes Leben derselbe Mensch bleiben können. Man ist ja immer nur, woran man sich erinnern kann. Wir vergessen also, damit Platz für neue Sachen ist und damit wir eine neue Version werden können.“

Sebastian, 13 Jahre



## Sollte man Trends folgen?

„Meistens kann man ja gar nicht anders, weil man sonst von Leuten nicht mehr gemocht wird. Deshalb ist es aber auch am besten, wenn man selbst Trends setzt. Dann müssen die anderen sich anpassen und man selbst hat seine Ruhe.“

Ruben, 12 Jahre

## Wieso schreiben wir Postkarten?

„Also ich habe noch nie eine geschrieben. Aber ich glaube, dass meine Eltern Postkarten schreiben, weil sie sich nicht ausruhen können. Immer denken sie an Leute, die gerade nicht da sind.“

Alexandra, 9 Jahre

SEIT 1924 / JULI-AUGUST 2023 / 6,00 EURO

FÜR ALLE, DIE ES IN DIE FERNE ZIEHT

# DAS MAGAZIN

Hinterher  
ist man immer  
schlauer

ENTDECKEN SIE  
DAS MAGAZIN!

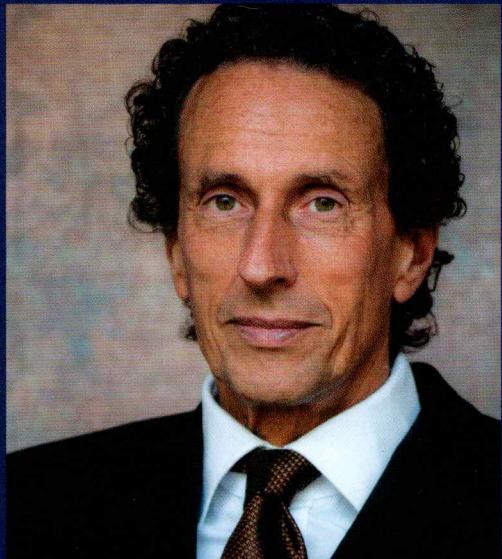
BESTELLEN SIE SICH DAS PROBE-ABONNEMENT: 4 HEFTE FÜR NUR 14 EURO: [WWW.DASMAGAZIN.DE](http://WWW.DASMAGAZIN.DE)

Jetzt neu in Berlin!

# Studium Angewandte Ethik M.A.

für Verantwortliche in Wirtschaft und Gesellschaft

Foto: © Diane von Schoen



PROF. DR. DR. H.C. JULIAN NIDA-RÜMELIN  
Staatsminister a. D.  
Rektor der Humanistischen Hochschule Berlin  
und Studiengangsleiter

„In einer Zeit rascher Veränderungen, in der – digitalen – Technik, Wirtschaft und Arbeitswelt, in Kultur, Gesellschaft und Politik, ist ethische Urteilstatkraft und moralische Kompetenz wichtiger denn je. Dieses leistet dieser Studiengang. Er richtet sich an Berufstätige, Verantwortliche in Wirtschaft und Gesellschaft, er baut auf deren Vorkenntnissen und Erfahrungen auf, um auf der Grundlage von Philosophie und Ethik Orientierung in den unterschiedlichen Berufsfeldern zu geben.“

JULIAN NIDA-RÜMELIN ist stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Ethikrats und war bis 2020 Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie und politische Theorie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Nida-Rümelin war Kulturreferent der Landeshauptstadt München und Kulturstatsminister.

**Bewerbungsschluss:** 31.8.2023

**Studienstart:** Wintersemester 2023/24  
Blockveranstaltungen in Präsenz  
in Berlin & Hybrid

**Kontakt für Fragen:**

Humanistische Hochschule Berlin  
DOROTHEA WINTER, M.A.,  
wissenschaftliche Mitarbeiterin  
Tel. 0151 54251 499 und  
d.winter@humanistische-hochschule-  
berlin.de

Der Masterstudiengang Angewandte Ethik fördert durch die Vermittlung eines umfangreichen Orientierungswissens individuelle Kompetenzen ebenso wie die lösungsorientierte Handhabung ethischer Frage- und Problemstellungen in der eigenen Berufspraxis.

Der Studiengang ist auf Berufstätige zugeschnitten und kann neben anspruchsvollen beruflichen Tätigkeiten absolviert werden. Das Studium in einer kleinen Gruppe ermöglicht eine Begleitung bei individuellen Reflexionsfragen, gegenseitigen Austausch und Beratung in der Gruppe sowie ein deutschlandweites Netzwerk.



**Humanistische Hochschule**  
Berlin